Seufzer

aus

Oestreich

und

seinen Provinzen.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
ICAERMANN

Hist. Aust.
441.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Hist. Austr.

Seufzer

aus

Oestreich

und

seinen Provinzen.

Leipzig,
literarisches Museum.

1834.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſte Abtheilung.

Erſtes Kapitel.

Ankunft in Deutſchland — Reiſe über Karlsruhe, Stuttgart, Caſſel, Leipzig, Dresden, Karlsbad und Töplitz nach Prag — öſtreichiſche Polizei — Bäder — Parallele zwiſchen Preußen und Oeſtreichern — Böhmen — die böhmiſchen Bauern — Charakter des Volks — Religion.

Wir verließen Alt-England, und gingen über Paris und die Straßburger Brücke auf deutſchen Grund und Boden. Das erſte deutſche Reich, welches wir jenſeit des Rheins fanden, war das Großherzogthum Baden. Die Landeshauptſtadt Karlsruhe iſt groß und regelmäßig, und beſitzt ein prachtvolles Palais und einen ſchönen Park. Der Menſchenſchlag iſt herrlich, das Land fruchtbar; es beſitzt auch, was man in Deutſchland eine Konſtitutionelle Verfaſſung nennt. Was ſoll man weiter davon ſagen? Etwa daß das arme Volk dort wie anderswo von Kartoffeln und ſchwarzem Brode lebt, das an Farbe den alten abgetragenen Hüten auf ſeinen Köpfen gleicht?

Aufhalten in dieſem Ländchen war unſer Vorſatz nicht; noch deſſelbigen Tages kamen wir in das Königreich Würtemberg. Das Königliche Reſidenz-Schloß

in Stuttgart ist vielleicht das Schönste in Deutschland, und übertrifft die Tuilerien bei Weitem. Bis nach Heidelberg gab es keinen erfreulichen Anblick. Dort herum gewann das Land ein besseres und romantischeres Ansehn; die Bewohner schienen sich in besseren Verhältnissen zu befinden.

Einige Stunden genügten, um uns in die dritte Hauptstadt auf deutschem Gebiete, nach Darmstadt zu versetzen. Hier fanden wir ein schönes Theater, eine Ständeversammlung à la Würtemberg, und ein Heer von zehntausend Soldaten, die mit Freuden wieder einen Kreuzzug gegen die Yankee's machen möchten, wie uns gesagt wurde.

Eine halbe Tagereise, und wir waren in Frankfurt, dem Sitze des deutschen Bundestages. Mit einem gutem Pferde kann man von hier aus in Zeit von einer Stunde durch das Gebiet von drei Souverainen reiten, nämlich durch das der Churfürsten von Hessen, des Herzogs von Nassau und des Landgrafen von Hessen-Homburg.

Der Churfürst von Hessen-Cassel ist der reichste aller deutschen Fürsten. Sein Land und seine Unterthanen sind Zeugen. Seine Schätze verdankt er seinem Großvater und seinem Vater, zweien Fürsten, welche besser wußten wie die andern deutschen Prinzen, was Souverainetät zu bedeuten habe. Der Erste verkaufte seine getreuen Landeskinder nach Amerika, der Andere brachte die Privilegien der vorigen Fürsten und Edelherren wieder in Schwung.

Da sich seine Schätze hauptsächlich von den Soldaten seines Ahnherrn herschrieben, so widmete er auch den seinigen alle mögliche Aufmerksamkeit. Nach der Restauration fiel ihm nichts Geringeres ein, als daß sie wieder Zöpfe tragen sollten, wie zu den Tagen Friedrich des Großen. Da man aber durchaus kein Verfahren ausfindig machen konnte, wie die befohlenen Zöpfe am Kopfe festgemacht werden sollten, die Ungeduld aber nicht erwarten konnte, bis den Leuten die Haare gewachsen sein würden, so ward entschieden, daß der Zopf am Kragen befestigt werden möchte. Die Göttinger Studenten machten sich darüber weislich lustig; sie banden sich Schweinsschwänze an, und zogen so durch's Land. Es kam auch vor, daß alte Kriegsleute, welche dem Churfürsten in's Exil gefolgt waren und ihre eigenen Zöpfe behalten hatten, um dem Befehle zu genügen, sich noch den falschen Zopf an den Kragen hängen mußten, und nun mit zweien herumgingen.

Frankfurt am Main ist eine berühmte und alte Stadt, wo sich ziemlich durch alle Klassen ein ansehnlicher Wohlstand verbreitet findet. Nebst Wien ist es der einzige wirklich reiche Platz im südlichen Deutschland. Sind auch die größten Reichthümer in den Händen einiger Juden, so kommt doch den Bewohnern genug von dem zu Gute, was jene an russischen und andern Papierchen profitiren.

Schmerzlich ist es, daß der edle Charakter der Deutschen und seine Tugenden im Ganzen so wenig gekannt ist, und so gering geachtet wird. Sie besitzen

eine Innigkeit des Gefühls, welche aus dem Gemüthe kommt und zum Herzen spricht. Als ich durch Heidelberg kam, trat der unglückliche Exkönig Gustavsohn von Schweden in demselben Hotel ab, wo ich wohnte. Er hatte so eben den Postwagen verlassen, und erschien im Speisesaal des sogenannten Posthofes, den Mantelsack unter dem Arme, in einfacher, selbst nachlässiger Bekleidung und ohne alle Bedienung.

Der Saal war voll Reisende und Studenten, und es herrschte eine zwar nicht sehr geräuschvolle, doch sehr belebte Unterhaltung, die sich aber beim Eintritte des Exmonarchen in ehrfurchtsvolles Schweigen verwandelte. Die Studenten hörten auf zu rauchen, und der Gast, welcher den obersten Platz an der Tafel inne hatte, stand auf, um ihn dem ausgezeichneten Reisenden abzutreten. Der Wirth, näherte sich ihm und fragte, ob ihm nicht unangenehm sei, die Musik einer so eben eingetretenen Musikbande anzuhören und nachdem er seine Zufriedenheit damit zu erkennen gegeben hatte, duldete man nicht, daß er wegen seines persönlichen Beitrages von den Musikanten angesprochen werde; man wußte, daß er in Basel seinen Mantelsack hatte verpfänden müssen. Kein Anwesender erlaubte sich zu lachen, ja nur ein spöttisches Gesicht gegen die herabgekommene Majestät zu schneiden. Eine allgemeine Achtung, gleichweit entfernt von serviler Unterthänigkeit wie von Geringschätzung, sprach sich in der ganzen Gesellschaft gegen den Unglücklichen aus.

Der Deutsche verbindet mit einer unglaublichen

Bildung und Erfahrung gewöhnlich groſse Bescheidenheit und eine Einfachheit des Betragens, die einen Maaßstab seines Geistes abgiebt.

Unter den bessern Klassen der Gesellschaft haben sich in Frankfurt am Main allerliebste Vereine gebildet, welche aus jungen Leuten von beiderlei Geschlechtern bestehn. Unter funfzehn davon würde man nicht fünf ausfindig machen, die mit der englischen Literatur nicht vertraut wären. Walter Scott, Moore, Cooper sind ihre Favorit-Schriftsteller. In ihren Zusammenkünften werden ihre Romane und Gedichte vorgelesen, man unterhält sich mit Musik und übt andere gesellige Unterhaltungskünste. Nach dem Thee begiebt man sich in den Cäcilienverein, eine für Frankfurt höchst ehrenvolle Gesellschaft. Hundert junge Leute beider Geschlechter und aus den ersten Familien, kommen hier regelmäßig zweimal in der Woche zusammen, um unter Leitung eines geschickten Musikers die klassischen Werke eines Haydn, Händel, Graun und andrer berühmter Meister aufzuführen. Die Kosten werden von den Mitgliedern durch Subscription gedeckt.

Die Räume, welche zur ehemaligen Kaiserkrönung benutzt wurden, würden ein kostbares Denkmal abgeben, sollten sie nichts weiter thun, als der Zukunft die Herrlichkeit der Vorzeit verkünden. Der Saal, in welchem die Ceremonie vor sich ging, ist ein Oblongum, oder gleicht vielmehr einer Schloßkapelle der mittleren Art in England. Die Kaiserbilder, davon die ältesten mehrmals restaurirt worden, von Alter ganz vergraut, die Oede im ganzen Gebäude, kann als ein

treffendes Bild der gegenwärtigen Lage des heiligen römischen Reiches gelten.

Bis Leipzig bietet die Tour, Gebirge und einige kleine Residenzen der sächsischen Herzöge abgerechnet, nichts sonderlich Merkwürdiges. Ich besuchte bei Leipzig den Punkt, wo der tapfere Poniatowski, das Idol und die Hoffnung seiner Landsleute, seine ruhmvolle Laufbahn beschloß. Romantisch und enthusiastisch gesinnt, wie die Polen bekanntlich sind, darf man sich nicht wundern, wenn sie mit so vielem Feuer an der Idee hingen, jenen Prinzen auf dem Throne der Sobiesky und Casimire zu sehn. Als ich später in Töplitz war, machte ich eines Tages eine Partie in Gesellschaft von polnischen Familien. Zufällig kam das Gespräch auf den Prinzen Poniatowski, und die schöne S— äußerte unter andern: „Wenn Sie jenen Prinzen gesehen hätten, wie er allein und stehend, seinen mit acht wilden Rossen bespannten Phaeton durch die Straßen von Warschau lenkte, so würden Sie den Eindruck kennen, welchen seine Erscheinung auf alle Welt hervorbrachte."

In Bezug auf des Fürsten tragisches Ende wird eine merkwürdige Anekdote erzählt, deren Authenticität übrigens von mehreren Augenzeugen bestätigt worden ist. Etwa sechs Jahr vor seinem Tode besuchte nämlich Poniatowski Verwandte in Schlesien. Es war eine kleine Gesellschaft in einem Pavillon versammelt, als man vor demselben plötzlich eine klagende aber wohlklingende Stimme vernahm. Es fand sich, daß sie von einer Zigeunerin herrührte; man ließ das Weib

sofort eintreten und forderte sie zum Wahrsagen auf: Poniatowski kam zuerst an die Reihe. Nachdem das Weib seine Hand lange und aufmerksam besehen hatte, murmelte sie bedeutungsvoll: „Prinz, eine Elster wird Ihr Tod sein."

Der Doppelsinnigkeit wegen fiel diese Prophezeihung der Gesellschaft vorzugsweise auf, und wurde zu Papier gebracht und von den Anwesenden beglaubigt. Dieses Aktenstück soll noch vorhanden sein.

Sachsens Wohlstand scheint trotz seiner Zerstückelung und den Verheerungen eines Krieges, welcher zu verschiedenen Malen eine Million Soldaten auf seinem Gebiete vereinigte, wenig gelitten zu haben. Ueberall sieht man das väterliche Walten der Regierung. Mochte man dem greisen Fürsten, der nur treu an seinem geleisteten Eide und der damit besiegelten Alliance hielt, was andere nicht für nöthig hielten, vorwerfen was man will, er hat mehr wie dafür gebüßt. Seine edelmüthige Redlichkeit hat unerschütterlich fest gestanden im Sturme der Zeit, und er that was er konnte, die blutenden Wunden seines Landes zu heilen.

Dresdens Schätze, denen es den Namen des deutschen Florenz verdankt, sind bekannt genug. Prächtige Bauten sieht man in Dresden nicht; das Königliche Schloß, die katholische Kirche, das Marcolinische Palais, haben nichts Imposantes. Der Gesammtanblick der Stadt ist aber prächtig. Ohne gerade romantisch zu sein, ist ihre Lage schön. Eine Brücke in einem edlen Style gebaut, vereinigt die beiden Stadttheile.

Wir verließen Dresden mit Bedauern auf der Straße nach Böhmen, dieselbe, auf welcher vor vierzehn Jahren die östreichischen, russischen und preußischen Adler vor dem Korsischen Helden zurückwichen. Hier war der letzte Schauplatz seines Ruhmes. Nach zweien Tagen unaufhörlichen Kampfes und Regens kehrte er, von den Anstrengungen ganz erschöpft, in die Stadt zurück. Seine Kleider trieften, der Rand seines Hutes hing herab, da grüßte ihn der Ruf des seinen Muth bewundernden Volkes mit dem lauten: „es lebe der Kaiser!"

Mit nassen Augen wendete der Held sich zu Berthier, und sprach: „das klingt aufrichtig." Dann rasch nach den Tausenden gefangener Oestreicher blikkend, die ihm folgten, umdüsterten sich seine Blicke und nahmen einen Ausdruck an, den sie nicht mehr verloren.

Zwischen Peterswalde und Nollendorf schlug das Wort Halt! an unsere Ohren. Ein großer Schlagbaum, gelb und schwarz bemalt, versperrte die Straße, und erinnerte uns daran, wo wir wären. Aus einem dabeistehenden Hause, über dessen Thür ein Doppeladler thronte, trat ein Zollbeamter in Begleitung eines Unterofficiers und zweier Soldaten. Mein Reisegefährte hatte es für angemessen gefunden, meine Bücher und Papiere unter seine unmittelbare Obhut zu nehmen; diese Vorsicht war indessen überflüssig. Nach respektvollen Begrüßungen fragte ihn der Zollbeamte, wer ich sei. Nachdem er davon unterrichtet worden, wollte er wissen, ob ich keine fremden Bücher bei mir

habe, und machte sich an mein Gepäck, als ihm mein Begleiter mit gleichzeitig arrogantem und boshaftem Lächeln zurief: „ich nehm' es auf mich und will seinen Paß selbst ausfertigen; es ist ein Freund von mir. Schicken Sie nur zu E., und lassen Sie sich in meinem Namen eine Hirschkeule und ein Faß Bier geben."

Der Beamte gab seine Dankbarkeit durch einen ehrfurchtsvollen Handkuß zu erkennen, und die Soldaten zogen ein abscheuliches Gesicht.

Jetzt ging es in die Defileen von Nollendorf hinab, berühmt durch den Widerstand, welchen hier dem Heere Vandamme's drei Tausend Preußen unter dem General Kleist (später von Nollendorf genannt) entgegen setzten. Aus dieser Defilee kommt man in ein tiefes, von allen Seiten mit hohen Bergen eingeschlossenes Thal, dessen bewaldete Abhänge vor vierzehn Jahren Zeugen der blutigen Schlacht von Maria Culm waren. Zwei Monumente erinnern den Wanderer an diese Waffenthat; das eine hat der König von Preußen, das andere der böhmische Adel errichten lassen.

St. Maria Culm, Residenz des edlen Grafen von Thun, in geringer Entfernung von dem Flecken gleiches Namens gelegen, ist die erste schöne Wohnstätte, welche auf dieser Seite der Straße in's Auge fällt. Das Hauptgebäude, von Gärten, Parks und von dem Gute abhängigen Wohnungen umgeben, ist im eleganten und modernen Styl gebaut. Von hieraus kamen wir in Zeit von anderthalber Stunde nach Töplitz, dem berühmten Tempel Hygiea's, heilsam für alle

Uebel, welche der unmäßige Genuß der Geschenke von Ceres, Bacchus und Venus nach sich zieht.

Der Reisende kann sich hier nach seinem Beutel einrichten, und täglich fünf Guineen oder nur einen Schilling verzehren. Die gefällige Polizei weiß ihr Verfahren seinem Aeußeren, oder dem Stande und Namen anzupassen, den sein Paß angiebt, den er entweder selbst vorzeigt, oder auch nur hinschickt. Ein Fremder, welcher sich in Oestreich gleich bei der Ankunft hinreichend ausweisen kann, hat weit weniger Grund über die Polizei zu klagen, wie in Frankreich und Preußen. Sie lastet vorzüglich auf dem Volke. Die vornehmen Klassen und Fremde von Distinction werden wenig von ihr beunruhigt. Brandmarkt sie nicht der Titel „Revolutionäre," so haben sie mehr Freiheit wie irgendwo. Zwei Dinge sind es, die ich jedem Engländer besonders anempfehlen möchte, der um seine Vermögensumstände herzustellen, oder aus einem anderen Grunde, sein Vaterland mit dem Kontinente vertauscht. Nämlich, er muß weder Verachtung noch Unzufriedenheit mit den Institutionen des Landes an den Tag legen, wo er seinen Wohnsitz aufschlägt, und seine Zunge im Zaume zu halten wissen. Freiheit ist ein Diamant, der in England glänzt, und seiner Seltenheit wegen um so höher geschätzt werden muß. Man zeige ihn Dieben oder Armen, so werden sie ihn rauben, oder als etwas für sie Werthloses verachten. Wer seine Freiheit den Sklaven oder Aufpassern sehen läßt, giebt sich dadurch den unangenehmsten Folgen Preiß.

Töplitz ist ein recht hübscher Ort. Seine Häuser sind zahlreich, nett, solid, mitunter sogar ausgezeichnet. Das Fürstlich Clary'sche Palais (dem Fürsten Clary gehört Töplitz) macht einen imposanten Eindruck, ungeachtet es gerade in keinem erhabenen Style gebaut ist. Außer mehrern Privat-Badehäusern giebt es hier die Stadtbäder, die Bäder des Fürsten Clary und des Königs von Preußen. Alle sind von Marmor oder weißen Steinen, und sehr reinlich gehalten. Bevor man sich des Wassers bedient, bleibt es zehn Stunden der frischen Luft ausgesetzt, dessen ungeachtet ist es aber noch so warm, daß man es kaum im Bade aushalten kann. Zwei abgesonderte große Behältnisse sind zu Bädern für Arme beiderlei Geschlechts bestimmt, denen auch täglich kleine Almosen gereicht werden. Das gewöhnliche Regime, dem man in Töplitz folgen muß, ist nach dem Bade eine Stunde Siesta, hierauf wird gefrühstückt, dann promenirt. Um drei beginnt im Salon des großen Gartens das Diner. Zu Nachbarn hat man vielleicht einen böhmischen, russischen oder polnischen Edelmann, und ihres militairischen Kostüme's so wie ihrer martialischen Haltung wegen, sieht man sie vielleicht für russische oder preußische Generale an, wenn ihre Gewohnheit zu lachen nicht das Gegentheil verrieth.

Die Gesellschaft ist durchaus adlig. Man sieht sogleich wo man ist, ohne in die unangenehmen Verlegenheiten zu kommen, welche man in andern deutschen Bädern so häufig findet, wo einem zur Rechten vielleicht ein Prinz sitzt, der nur fünfhundert Louisd'ors

Renten hat, und zur Linken ein Königlich preußischer Leutnant, was uns nöthigt, der Kordialität des ersten kaltes Schweigen entgegen zu setzen, und zu den arroganten Windmaulereien des zweiten höflich zu lächeln.

Während der Tafel macht ein kleines Orchester vortreffliche Musik, und läßt einem die nach bestimmten Diätregeln arrangirten Gerichte übersehen. Rhein- und Ungar-Wein und Champagner fließen in Strömen, denn in einer Beziehung wenigstens, muß man der Liberalität der östreichischen Regierung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Beschränkt sie die intellektuelle Entwickelung ihrer Unterthanen, so begünstigt sie auf der andern Seite die physische aus allen Kräften, und erlaubt, was alle andere Regierungen verpönen, die Einfuhr aller Weine. Es ist hier das alte Sprichwort zur Staatsmaxime geworden: „ein voller Bauch studirt nicht gern."

Bei Tische berührt die Konversation niemals politische Gegenstände. Der Russe schwatzt von der letzten ungarischen Weinlese, der dickwanstige östreichische General, von dem lieblichen Geruch des Fasan's; die Polen plaudern nur mit ihren schönen Landsmänninnen am obern Ende der Tafel.

Einer der Anwesenden verdient jedoch einer besondern Aufmerksamkeit; er hat ein heiteres Ansehn, spricht französisch, englisch und deutsch wie Wasser, und ist eine Art Wetterfahne, aus deren Charakter man nicht klug werden kann. Jeder Neuangelangte kann gewiß sein, daß er diesen Mann des Mittags gegenüber haben wird. Der russische Graf behandelt ihn sehr zuvor-

kommend, die Polen ſehen ihn wüthend an, demüthig benimmt ſich gegen ihn der öſtreichiſche General, deſſen Adjutant aber, der junge und reiche Graf N... wenig aus ihm macht. Der Betheiligte ſcheint indeſſen wenig Notiz davon zu nehmen, er iſt ein tiefer Beobachter, und der Unbekännte wird immer ſorgfältig von ihm bewacht. Wer aber iſt dieſer Mann?

„Der * *, ein Polizeiſpion, welcher auf Regimentsunkoſten die Saiſon in Töplitz zubringt, auf großem Fuße lebt, von Jedermann gekannt iſt, mit Jedermann vertraut umgeht, und nur dem Unvorſichtigen gefährlich iſt. Man begegnet ihm überall, ſogar in den adligen Zirkeln, denn die Edelleute halten es für nöthig, um ihre Loyalität und Ergebenheit gegen den Thron zu zeigen, mit Leuten ſeiner Art in gutem Vernehmen zu ſtehn.“

Gegen fünf Uhr, nach aufgehobener Tafel, wird man zu einer Partie in die Umgegend aufgefordert, wenn das Wetter ſchön iſt, außerdem geht man in den Park des Prinzen Clary, der unter andern zwei herrliche Baſſins mit Waſſer unterhält, auf denen ſich Schwäne majeſtätiſch wiegen, und um welche herum prächtige Linden, ſchöne Waldbäume und ſchattiges Buſchwerk ſteht. Zwei Perſonen, wenn ſie überhaupt in Töplitz anweſend ſind, machen hier ihre tägliche Promenade, das Wetter mag ſein, wie es will. Die eine iſt eine ſtattliche Geſtalt, ihr Angeſicht aber hat einen etwas düſtern Ausdruck, die andere iſt klein, und hat alle mögliche Mühe, mit der andern gleichen

Schritt zu halten. Es ist der König von Preußen und sein Kammerherr von Wittgenstein.

Das preußische Kurpublikum, welches Sr. Majestät folgt, hält sich apart, und dabei verliert die Gesellschaft in der That Nichts. Ueber die Arroganz so manches dieser Prahlhänse giebt es nur eine Stimme. Zwischen ihnen und den Oestreichern, insbesondre den Militairpersonen, besteht eine Eifersucht, die von den erstern dadurch immer mehr angefacht wird, daß sie sich ein überlegenes Ansehen geben. Worauf könnten sich indessen beide groß was einbilden?

Töplitz hat seine Annehmlichkeiten, wie man sieht; es ist hier Alles auf guten Fuß geordnet, und man ist hier weniger den Prellereien ausgesetzt, welche in andern deutschen Badeorten so häufig sind. Auch jene wandernden Musiker belästigen einen nicht, die an andern Orten es nöthig machen, daß man eine Münzsammlung von Kreuzern, Groschen und wie der Bettel sonst heißt, mit sich herum schleppen muß. Bei der Abreise zahlt man seinen Beitrag für die herrliche Musik, welche man bei Tafel genossen hat. Gute Seiten hat die östreichische Polizei, das muß wahr sein. Ich rechne dahin die Sorge, welche sie nicht bloß für das Wohlbefinden des Reisenden hat, sondern auch, daß sie ihn vor Schnellerei und dergleichen schützen hilft. Gastwirthe, Kutscher und das ganze dienende Personal, welches vorhanden ist, muß aus Furcht rechtlich mit den Fremden umgehn. Der Gastwirth würde unerbittlich bestraft, der Bediente zum Teufel

gesagt, der sich unterstände, einen Kurgast gar zu sehr zu schröpfen.

Rußland, Sachsen und Polen liefert gemeiniglich die schöne Hälfte der guten Gesellschaft in Töplitz. Nichts Verführerischeres und Gefährlicheres kann es übrigens geben, wie eine Polin.

Wer gern trinkt und raucht und zum hundert und einten Male dieselbe Kriegsthat erzählen hört, findet seine Leute an den Preußen, welche sich in den Hotels zum Adler und Eber zusammen finden. Dort kann man hören, welche Großthaten sie an der Katzbach, bei Bar-sür-Aube, auf dem Montmartre vollbrachten, und wie sie verhinderten, daß Wellington mit seiner Armee bei Waterloo nicht in Kochstücke gehauen wurde. Um ihre Worte zu beweisen, ziehen sie auch wohl ein zu Olims Zeiten roth gewesenes Portefeuille aus der Tasche, welches die Pläne jener Schlachten enthält.

Die Umgegend von Töplitz, das böhmische Paradies genannt, sind der Versammlungsort der großen Welt während der schönen Jahreszeit. Mehrere Herzöge, Fürsten und Grafen bringen den Sommer dort auf ihren Schlössern und Landsitzen zu; einige derselben gleichen den besten der Art in England, wenn sie dieselben nicht noch übertreffen sollten. Eines der ausgezeichnetsten Schlösser ist Raudnitz, desgleichen Eisenberg, wohin unsre Exkursion gemacht wurde.

Eisenberg gehört sammt der Herrschaft gleiches Namens dem Prinzen von Lobkowicz. Das Schloß zeigt sich, nachdem man ungefähr eine Stunde weit durch

Waldung gefahren ist. Drei Alleen führen auf den höchsten Berg der Umgegend. Ein Rudel Dammhirsche zeigte sich einen Augenblick, indem wir herumkutschirten, und verschwand dann im Dickicht. Stolz erhebt sich das schöne, sechseckige Gebäude aus der Mitte der Forsten; es hat drei Etagen, welche von Kuppeln überragt werden. Zwei von ionischen Säulen getragene Balkone zieren die ebenfalls mit Säulen derselben Ordnung versehene Hauptfacade. Man steigt eine Doppeltreppe hinauf, welche in die erste Etage bringt, die der fürstlichen Familie vorbehalten ist, und eine prachtvolle Einrichtung enthält. Die zweite Etage ist für Gäste und Fremde bestimmt, welche mit edler Gastfreundschaft, sogar in Abwesenheit der Herrschaft aufgenommen und bewirthet werden.

Der Kastellan richtete auch an uns die Einladung einen Tag zu verweilen, ja er trug uns sogar an, die Hirschjagd abzuwarten, welche in acht Tagen aufgehen und womit des Prinzen Ankunft gefeiert werden solle. Diese Jagd ist hier nichts sehr anstrengend. Man beschränkt sich darauf eine Mandel Hirsche nach dem Waldrande zu treiben, wo die Jäger im Hinterhalte liegen, und ihnen das Garaus machen, sobald sie sich sehen lassen. Ein Diner und ein Ball beschließen das Fest.

Die Aussicht vom Schlosse ist wahrhaft imposant. Gegen Nordost erheben sich bis in die Wolken eine Menge Berggipfel, die noch unter König Rübezahl's magischem Scepter zu stehen scheinen, gegen Westen zeigt sich das sächsische Erzgebirge, gegen Mittag breitet sich wie ein Teppich das schöne Böhmen aus, be-

deckt mit alterthümlichen Ruinen, mit Schlöſſern, Städten und Dorfſchaften.

Nur einmal des Jahres kommt der Fürſt mit ſeiner Familie hierher, und verweilt dann während der Jagdzeit einen oder zwei Monat. Hundert Tauſend Acker Waldung gehören zu ſeiner Herrſchaft. Ein Theil davon iſt abgeſperrt, und wird von ein drittehalb Hundert Rehe und Hirſche, und funfzig wilde Schweine bevölkert. Alle drei Jahre wird große Hirſchjagd gehalten, und der benachbarte Adel dazu eingeladen. In England würden dieſe Anlagen einen jährlichen Aufwand von mindeſtens zwei Tauſend Louisd'or verurſachen, hier zu Lande koſten ſie verhältnißmäßig wenig. Die zur Beſitzung gehörenden zehn Vorwerke erndten Gerſte genug, um das Wild damit zu füttern; zu jedem gehören fünf und zwanzig Tauſend Acker urbares Land. Sie ſind ſo angelegt, daß ſechszig zur Herrſchaft gehörende Dorfſchaften ſich um ſie gruppiren. Die Bauern derſelben müſſen Frohndienſte aller Art thun, die Straßen bauen, und bei den Jagden die Treiber ſtellen. Die Verwaltung der ganzen Domaine beaufſichtigt ein Direktor, die der Forſten ſpeziell ein Inſpektor. Beide ſind der Landesregierung verantwortlich, erſterer nämlich für Ausführung der ihm zukommenden Befehle, letzterer für Konſervirung der Forſten.

Die Einkünfte dieſer großen Beſitzung beſtehen im Ertrage der Ländereien, der Eiſenhämmer, der Nutzhölzer, Zehnten und Abgaben von den Bauern, die ſie bei Verkäufen ihrer Grundſtücke erlegen müſſen. In

Böhmen giebt es im Vergleiche mit dem übrigen Europa, sehr wenige lehnsfreie Gutsbesitzer. Aller Grund und Boden gehört fast den großen Eigenthümern, welche ihn an die Bauern ablassen. Der ansässige böhmische Adel übt daher auf seine Unterthanen einen viel größeren Einfluß aus, wie derselbe Stand im eigentlichen Oestreich. Die Regierung fühlt daher auch, daß sie ihn nothgedrungen kajoliren muß, und ihre Maaßregeln richten sich immer nach den Umständen.

Die zehn Stunden lange Straße nach Karlsbad geht durch lauter Getraidefelder. Dieser Landstrich ist der fruchtbarste und reichste Theil von Böhmen, und die Landleute, welche ihn bewohnen, befinden sich im Allgemeinen im Wohlstande. Zwischen Saaz und Kommotau sieht man das herrliche, seiner Jagden wegen so berühmte Schloß des Prinzen von Schwarzenberg. Zwölf Tausend Stück Wildpret, Fasanen, Hasen u. s. w. fallen hier alljährlich von der Hand des hohen und niedern benachbarten Adels.

Karlsbad einer der interessantesten Orte von Böhmen, und vielleicht der ganzen Welt, liegt an den Gränzen des Erzgebirges. Am Morgen des zweiten Tages kamen wir auf ein Plateau, von welchem die Straße auf dem Abhange eines achtzehnhundert Fuß hohen Berges in ein tiefes Thal hinab steigt. Vom Gipfel jener Höhe erblickt man die Stadt, verliert sie aber bei jeder Krümmung der Straße wieder aus dem Gesicht.

Bogen von dreißig bis funfzig Fuß Höhe erheben sich aus der Tiefe, um die Chaussee zu stützen, und

bieten ein Beispiel moderner Baukunst dar, das wegen seiner Festigkeit und Kühnheit keinem ähnlichen Werke des Kontinents nachsteht. Wagen und Fuhrwerke aller Art, legen den Weg bergein mit außerordentlicher Schnelligkeit zurück, und man kommt in Karlsbad in Zeit von wenigen Minuten an, ohne den Raum richtig schätzen zu können, welchen man so eben durchflog. Die Breite der Stadt beträgt keine Viertelstunde, ihre Länge ungefähr noch einmal so viel. Wie ungeheure Mauern, und in wilder Herrlichkeit, erheben sich die Berge hinter den Häusern, deren Zahl ungefähr drei hundert ist. Der sogenannte Sprudel befindet sich fast in der Mitte der Stadt. Eine große Rotunde bedeckt ihn, und hier vereinigen sich die Vornehmen aus allen Weltgegenden, um sich mit dem kochenden Wasser dieser berühmten Quelle die Lippen zu netzen und zu verbrennen.

Ueber eine Brücke kommt man von hier durch eine enge Gasse zum Neubrunnen, welchen die Ankömmlinge besuchen und nachdem sie einige Becher davon hinunter gegossen haben, mit großen Schritten in der hölzernen Gallerie hin und her laufen, welche sich am Ufer der Tepel hinzieht, die durch die Stadt fließt. Gewöhnlich fängt man mit acht Bechern an, die von Viertelstunde zu Viertelstunde getrunken werden, und steigt nach und nach zu sechszehn, ja zu vier und zwanzig, von denen dann einige aus dem Sprudel geschöpft werden.

Diese Badeorte sind die Zuflucht der Hypochondristen, der Milzsüchtigen, Misanthropen und Müßigen

aller Art. Die Natur scheint diese Stadt auserwählt zu haben, um jenen Träumern die Stöße eines bewegten Lebens vergessen zu machen. Ihre Bewohner besitzen einen sanften, heitern Charakter, der ganz zur Behandlung Leidender gemacht scheint. Der enge Raum, auf welchen der Ort beschränkt ist, macht seine Bewohner, deren Anzahl über zwei Tausend ist, und die ungefähr, bei gewöhnlichen Verhältnissen, eben so zahlreichen Kurgäste zu einer Familie. In Zeit von zwei Tagen kennt einen die ganze Stadt.

Die hiesige, heitere, zuvorkommende, in Gefälligkeiten für ihre Gäste unerschöpfliche Bevölkerung, ist ganz das Gegentheil von den Töplitzern. Wie es heißt, entschädigen sie sich für die Mühen, welchen sie während der schönen Jahreszeit sich unterziehn, indem sie den Gewinn des Sommers den Winter durch bei lustigem Leben wieder aufgehen lassen.

In Töplitz verbringen die Kurgäste ihren Morgen im Bett, hier drängen sie sich um die Quellen, und helfen die heilsamen Wirkungen des Wassers durch forcirte Spaziergänge befördern. Wagen, welche dort unentbehrlich sind, sind hier wegen der engen Gassen selten. Man bedient sich derselben kaum, um Eger zu besuchen, wo Wallenstein fiel, das Opfer einer Hofkabale.

Die vortrefflichen Eigenschaften des Karlsbader Wassers sind zu bekannt, um von mir einer Anpreißung zu bedürfen. Karl der Vierte entdeckte sie zufällig bei der Jagd. Vergeblich mahnten ihn seine Höflinge davon ab, den Ort näher zu untersuchen, der unfehlbar eines

Zauberers Werkstatt sei. Der seinem Jahrhundert vorausgeeilte Monarch forschte genau nach allen Umständen, und ward auf diese Art ein großer Wohlthäter aller Federhelden, vom Premierminister des Karlsbader Kongresses an, bis auf den unbedeutenden Schriftsteller, der bei aller Dankbarkeit gegen den heilsamen Quell, nicht ohne Furcht an den Karlsbader Kongreß denkt.

Unaussprechlich bezaubert von unserer Tour, kehrten wir auf demselben Wege nach Töplitz zurück. Von da bis Prag sind ungefähr neunzehn Meilen. Der Weg führt durch Lobositz, Gitschin und Welmarn.

Eine kurze Seitentour führt zu dem herrlichen Sommeraufenthalte des Fürsten Lobkowicz, Herzog's zu Raudnitz, einer der schönsten böhmischen Domainen. Das Schloß, und der von vierhundert Stücken Roth- und Schwarzwild belebte Park, sind prachtvoll. Im Verein mit der Umgegend, den Gebirgen von Melnich, die mit Reben bedeckt sind, dem gleichnamigen, in Ruinen liegenden Schlosse, und der majestätischen Elbe, geben diese Dinge, der Anschauung des Ganzen gleichzeitig einen großartigen und doch ungemein melancholischen Charakter.

Das Land ist weit und breit der Spiegel des Friedens und der Ruhe, und somit ein sonderbarer Kontrast mit der herrlichen Mannigfaltigkeit der Scenerie und dem lebhaften, listigen Charakter seiner Bewohner.

Die Weinberge von Lobositz, Aussig, Melnich und Raudnitz, wurden von Karl dem Vierten mit Burgundischen Reben beflanzt. Seit zweihundert Jahren

haben sich die hiesigen Dorfschaften erhalten, wie sie waren. Die Städte Budin und Leitmeritz, durch die der Weg uns brachte, haben ein hübsches Ansehn, und scheinen besser, wie die deutschen Städte gleichen Ranges. Wahr ist's, ihre Mauern sind Ruinen, und ihre Gebiete sind kaum zu unterscheiden, allein man baut neue Häuser an die Stelle der alten Wälle.

Zwischen den beiden nur genannten Orten liegt die Festung Maria Theresienstadt, die in Kriegszeiten eine Besatzung von zwölfhundert Mann einnimmt. Ob sie für das Land von einigem Nutzen ist?

Die Bauerhäuser sind in Böhmen gewöhnlich aus Steinen, oder ungebrannten, an der Sonne getrockneten Ziegeln gebaut, und mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Reiche Bauern haben Ziegeldächer; gedielt ist nur das beste Zimmer im Hause.

Die besondern Verhältnisse der Regierung, die ihr in der Entwickelung der Selbstständigkeit der Unterthanen etwas Gefährliches erkennen lassen, das ihren Gehorsam untergräbt, erlaubten dem Wohlstande nicht, sich über gewisse Gränzen zu erheben. Vollauf zu Essen und zu Trinken, und Geld zur Bezahlung der Abgaben, einige Gulden für unvorhergesehene und Kriegsfälle, mehr bewilligt die Regierung eigentlich nicht. An's Schätzesammeln denkt man nicht, ja hält es für gefährlich.

Ist dagegen andererseits der Landwirth nicht im Stande, seine Abgaben zu erschwingen, ein Fall, welcher bei vielen Tausenden jetzt eingetreten ist; so giebt man ihm nicht blos Nachsicht, sondern erläßt ihm

ſogar, und Auspfändungen durch den Fiskus kommen faſt gar nicht vor.

Die böhmiſchen Bauern genießen in ſo fern einer gewiſſen Freiheit, als ſie ihren Gutsherrn nicht eigen angehören, wie die ungariſchen, und ſich verheirathen, und ihre Güter verkaufen können. Freigüter können ſie indeſſen nicht erwerben. An Abgaben zahlen ſie gerade doppelt ſo viel, wie der Adel, wenn der Landbeſitz beider Theile gleich iſt. Außerdem müſſen ſie an Geiſtlichkeit und Gutsherrn den Zehnten geben, und zur Frohne perſönliche und Spanndienſte thun. Alle dieſe Verhältniſſe werden durch ein höchſtes Tribunal geordnet, welches von den Ständen des Königreichs beaufſichtigt wird. Die Behörde ſtellt einen Direktor und mehrere Unterbeamte an, davon die Letzteren zwar von den Gutsbeſitzern abhängig ſind, doch deſſenungeachtet der Regierung verantwortlich bleiben. An den Direktor werden die Abgaben bezahlt, und von ihm den Kreishauptkaſſen abgeliefert. Ihm liegt die Vollziehung der Konſcriptionsgeſetze ob, er hat über Brücken und Chauſſeen zu wachen, die Armen zu verpflegen, und alle Anordnungen in Bezug auf den Bauernſtand zu vollziehen. Er bildet ferner die Behörde, an welche die Letzteren ſich adreſſiren müſſen. In dem Falle, daß er ſeine Autorität mißbrauchen ſollte, ſteht dem Landmanne der Rekurs an eine zweite Behörde, den Kreishauptmann, offen, der mit den Regierungsräthen rangirt. Böhmen iſt nämlich in ſechszehn Kreiſe getheilt. Unter ſeinem Befehl ſtehn vier Kommiſſäre und eine Anzahl Sekretäre Ein drittes Tribunal ge-

währt endlich die Regierung, deren Präsident der Oberburggraf ist, und die aus einem Vicepräsidenten und dreißig Räthen besteht; das letzte ist der Kaiserliche Staatsrath selbst, wo der Kaiser in Person, oder der Fürst Metternich, als Vicekanzler den Vorsitz führt.

Ungefähr in denselben Formen wird auch die Justiz verwaltet. Jede große Domaine hat einen besondern Gerichtshalter, der aus dem Advokatenstande genommen wird, und in Hinsicht seines Gehaltes vom Gutsbesitzer abhängig ist. Er hat einen, oder auch mehrere Aktuarien neben sich, und entscheidet in erster Instanz. Beruhigen sich die Parteien nicht dabei, so können sie sich an das sogenannte Appellationsgericht wenden, das in der Hauptstadt sitzt, und aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten und fünf und zwanzig Räthen besteht. Wird hier das erste Urtheil bestätigt, so hört die fernere Appellation auf, ist das aber nicht der Fall, so können sich die Streitenden noch an den höchsten Kaiserlichen Gerichtshof nach Wien wenden, dem der Justizminister präsidirt.

Die Regierung hat auf diese Art versucht, die Bauern gegen den Druck der Gutsherrn und Gerichtsdirektoren zu schützen, und in den Kreishauptleuten, von welchen alle Grundeigenthümer, gleichviel ob Bauer oder Edelmann, abhängig sind, ein hinlängliches Gegengewicht wider die Usurpationen des Adels aufgestellt. Da indessen der Vorgesetzten so viele sind, so sind die Rechte, welche Joseph II. dem Landmanne einräumte, dadurch wohl wieder sehr verkümmert.

Der Charakter der Landvolkes ist ganz so, wie

man ihn bei einem, von vielen Herren gedrückten Menschenschlage voraussetzen kann, der alle Augenblicke seine Unterthänigkeit zu fühlen hat; er ist niedrig, hinterlistig und unzuverlässig. Auf den Gesichtern der Landleute spiegelt sich Niedergeschlagenheit; gegen Versprechungen und selbst gegen Geld sind sie gleichgültig. Nur Argumente **ad hominem** machen auf sie Eindruck. Ihre düstern Züge vermag einzig und allein die Musik aufzuhellen. Unglaublich ist es, wie empfänglich die gemeinsten Leute hier für den Zauber der Harmonie sind. Auf der Stelle nehmen ihre Blicke einen fröhlichen Ausdruck an. Unvergleichlich möchte ich die Würde ihrer Kirchenmusik nennen, und den Effekt, welchen sie hervorbringt. In Raudnitz zogen uns die langen Kadenzen und feierlichen Akkorde der Orgel, begleitet von dem Gesange der Gemeinde in die Kirche. Die schwärmerischen Klänge, der Ausdruck von Erbauung in den Zügen der Sänger, verlieh dem Ganzen etwas so Imposantes, das ich nicht zu schildern vermag.

Die slavischen Völkerstämme der Russen, Polen und Böhmen sind wegen ihrer musikalischen Anlagen berühmt, besonders im Fache des Ernsten und Romantischen. Es kann kaum eine Nation mehr Neigung für das Wunderbare haben, und ein größerer Freund von Fabeln sein, wie die Böhmen. Ohne gerade besonders abergläubig zu sein, glauben sie doch mit Enthusiasmus an die Heldenthaten, welche von ihren Vorfahren erzählt werden. Sie kennen durch Tradition die Geschichte ihrer ersten Herzoge, von Czech und

seinen drei Töchtern, und zeigen dem Reisenden an der Straße von Töplitz nach Prag einen dürren einsamen Berg, wo einer ihrer ersten Fürsten und fünfhundert seiner Krieger in tiefem Schlafe ruht, bis ihn dereinst der Donner des Himmels aufrufen wird zur Befreiung seiner Landsleute vom Joche der Ausländer, in denen sie Usurpatoren sehen. Auch ihre Amazonen haben sie, und bei Prag liegen die Ruinen einer Burg, welche die Sage zu ihrer Residenz stempelt.

Mehr als irgend eine Erinnerung der Vorzeit macht aber das Andenken ihres Königs Karl's IV., ihren Enthusiasmus rege. Er fiel in der Schlacht bei Crecy. Kaum einen Bauer wird man finden, der dieses Fürsten Worte und Thaten nicht auswendig wüßte, während man drittehalb Millionen umsonst nach dem Vater des regierenden Kaisers fragen könnte.

Historische und literarische Werke, reich an Interesse ungeachtet der Epochen, wo sie erschienen, wurden nicht bloß durch die Autodafe's der Jesuiten vernichtet, so z. B. unter Ferdinand's II. Regierung allein an funfzig Tausend Werke und Handschriften in böhmischer Sprache, sondern auch jeder Versuch, eine unpartheiische Geschichte des Landes zu schreiben, wurde auf eine Weise bestraft, die den Kühnsten abschrecken mußte. Man erzählt sich sogar, daß ein Prinz des fürstlichen Hauses Lobkowicz mit Namen Boynslaws, in den östreichischen Kerkern starb, weil er seine Landsleute aufzuklären versuchte. Wie weit man noch heut zu Tage geht, davon spricht in ihrer Art die zuverlässige Anekdote, daß von einem zum Druck bestimmten, be-

sonders auf Belehrung des Landmannes berechneten Volksbüchlein, welches „der verständige Bauer" heißen sollte, das Wörtchen „verständig" von der Censurbehörde gestrichen wurde.

Wie in andern katholischen Ländern, ist auch hier ein gut Theil Aberglaube zu Hause. Zahllose Heiligenbilder und Statuen befinden sich an den Heerstraßen und an den Wänden der Häuser. Die Jungfrau Maria ausgenommen, stellen sie sämmtlich nur Nationalheilige vor; ausländische Heilige genießen keines großen Rufes. In Prag konnte ich mich nicht enthalten, meine Verwunderung über die Menge auszusprechen, die sich um den Reliquienschrein des heiligen Nepomuk drängte.

„Es ist die einzige Erinnerung, — entgegnete man mir, — welche uns von unserer Nationalexistenz geblieben ist; indem wir das Fest des Heiligen begehn, feiern wir zugleich das Andenken unserer alten und glorreichen Könige."

Die Böhmen fühlen seit langer Zeit lebhaft, daß sie gedrückt sind. Ihr Charakter neigt sich eher zum Fanatismus, wie zum Aberglauben und zur ächten Religiosität. Die Priester haben über sie weniger Gewalt, wie in andern katholischen Ländern, welche auf derselben Bildungsstufe stehn, ungeachtet Böhmen vor Joseph II. mit Klöstern und Mönchen aller Art überfüllt war, welche Ferdinand II. dahin versetzt hatte, um das Land mit größerer Zuversicht zu unterjochen.

Der argwöhnische Charakter der Böhmen läßt ihnen in den Priestern nur Werkzeuge der Regierung sehn,

und obgleich die Anhänger von Johann Huß und Hieronymus von Prag, mit Feuer und Schwerdt aus dem Lande getrieben ſind, giebt es doch eine nicht unbedeutende Anzahl Proteſtanten dort. Man rechnet ſieben und dreißigtauſend Reformirte und zwölftauſend Lutheraner.

Zweites Kapitel.

Prag — böhmiſcher Landtag — böhmiſcher Adel — Privattheater des Grafen Clam-Gallas — Konſervatorium der Muſik — Inſtitute für Wiſſenſchaft und Kunſt — Muſeum — Univerſität — Erziehungsſyſtem in Oeſtreich — ſeine Folgen — geheime Polizei.

Der Anblick von Prag hat von der Töplitzer Straße aus etwas Impoſantes. Den Zugang bildet ein drittehalb Stunden weites Thal, das gegen Weſten ſich amphitheatraliſch erhebt. Es ſchließt mit einem Bergrücken, der ſich ſchräg durch die ganze Stadt zieht. Das in großer Entfernung ſchon ſichtbare, nach koloſſalem Maaßſtab gebaute Kaiſerliche Schloß liegt auf dem Gipfel deſſelben.

In die Stadt kommt man durch eine ſehr unſcheinbare Vorſtadt und ein verfallenes Thor, das in eine Gaſſe führt, wo zahlreiche Küchen an der Fronte der Häuſer, die Geruchsnerven in Anſpruch nehmen. Dieſe Gaſſe geht bis zu einem gothiſchen Thurme, der die alte Stadt von der neuen, durch Karl IV. erbauten ſcheidet. Von hier aus öffnen ſich zwei, an

hundertfunfzig bis zweihundert Fuß breite, divergirende Straßen. Es iſt dies der regelmäßigſte Theil der Stadt, der beinahe ganz aus Paläſten und einigen Hotels beſteht, unter denen ſich „das ſchwarze Roß" befindet.

Hier ſteigen die meiſten Fremden ab. Man nimmt ſich einen Lohnbedienten, der nebenbei geſagt, nichts anderes wie zugleich ein Spion iſt, um ſich die Stadt zu beſehen, geht durch das Thor des ſchon erwähnten Thurmes, und tritt in eine Straße, deren regelloſe Dimenſionen an das zwölfte Jahrhundert erinnern, während die Gebäude an beiden Seiten das Sechszehnte an der Stirn tragen. Sie führt nach dem großen Marktplatz der alten Stadt. Das Rathhaus, vor deſſen Pforte wegen ſchlecht eingeleiteter Konſpirationen gegen das Haus Oeſtreich ſo viele illuſtre Häupter gefallen ſind, iſt ein ehrwürdiges Denkmal aus dem dreizehnten Jahrhundert. Ueberhaupt machte die alte majeſtätiſche Bauart der Häuſer, und insbeſondere der Teiner Kirche, einen Reſpekt fordernden Eindruck. Sie wird von zwei, ungefähr zweihundert Fuß hohen Thürmen überragt, deren einer ſein ehernes Dach durch den Blitz eingebüßt hat. Es iſt ſeitdem durch ein Schindeldach von ſehr ſchlechtem Geſchmack erſetzt worden.

Der untere Theil der Kirche wird faſt gänzlich von einem Haufen Häuſer verborgen; ihr Inneres, wo man außer andern Monumenten das Tycho de Brache's bemerkt, hat auffallende Aehnlichkeit mit der Notre Dame Kirche in Paris.

Nachdem man ſich durch ein Labyrinth von engen

und gewundenen Gassen gefunden hat, die offenbar beweisen, daß der Gründer der Stadt, der Herzog von Premisl, kein Mathematiker war; kommt man zum Palaste des Grafen Clam Gallas, dem edelsten Gebäude in ganz Prag. Ein Ahnherr der gräflichen Familie hat es nach Michel Angelo's Plänen bauen lassen. Es hat eine schöne Façade und zwei Flügel. Das Hauptthor wird von vier Kariatiden geziert, welche Balkons tragen. Die Vorsprünge sind mit Statuen von mehr wie gewöhnlichem Werthe geziert. Architektur, Skulptur und alle dahin einschlagende Künste verbinden sich, aus diesem Palais eine der schönsten Residenzen des hohen Adels zu machen.

Eine engere und wo möglich noch krummere Straße, wie die erwähnte, dehnt sich vom Jesuiten-Kollegium aus, in welchem nicht weniger wie zwei große Kirchen und fünf Kapellen sich befinden. An der Moldaubrücke, die durch acht und zwanzig grobgemeiselte Statuen entstellt wird, kommt man durch einen zweiten Thurm, den die Studenten 1648 mit Erfolg gegen die Schweden vertheidigten. Es zeigt sich indessen ein zweites Thor zwischen zwei Thürmen, welche die Brücke von dieser Seite decken. Hier fängt die kleine Seite an, die auf höherem Terrain gebaut ist, das zu einem großen Platze führt, wo eine Reihe von Prachtpalästen beginnt. Die eine Hälfte des Platzes nimmt ein zweites Jesuiten-Kollegium, kaum kleiner an Umfang wie das erste ein, die andern formiren die Tribunale und der adlige Gerichtshof.

Eine Reihenfolge großartiger Paläste schließt sich

an jene an, wendet man ſich aber Rechts, ſo ſteht man vor dem kaiſerlichen Palais, das im Ganzen aus einer ſchönen Façade und zwei koloſſalen Flügeln beſteht. Der ſüdliche Flügel dehnt ſich auf der Höhe aus, und bildet mit dem Kapitel der Edeldamen, und dem Palais des Fürſten Lobkowicz eine gerade Linie, die über tauſend Ruthen lang iſt.

Unter der gegen Morgen gewendeten Façade öffnen ſich drei Thore, welche von öſtreichiſchen und böhmiſchen Wappen überragt ſind. Das Mittelſte führt in eine weite Halle, aus der zwei ſchöne Treppen nach den kaiſerlichen Gemächern bringen. Zuerſt kommt man in einen ſchönen Saal für die Wachen, dann in ein erſtes, zweites und drittes Vorzimmer, ehe man in den Audienzſaal ſelbſt gelangt. Die Gemächer ſind ſehr hoch, Alfresko gemalt, und mit Bildern aus der flammländiſchen Schule behangen. Ein großes, mit einem Baldachin verſehenes Paradebett, mit rothſeidenen Matrazen und Kiſſen ausgenommen, ſind jedoch keinerlei Geräthſchaften darin befindlich.

Um in den Sitzungsſaal der Landſtände zu kommen, geht man durch einen Korridor, an deſſen linker Seite die kaiſerliche Kapelle ſich befindet. Es war am funfzehnten Auguſt, wo ich den kaiſerlichen Palaſt beſuchte. Der Landtag war verſammelt. Die Zugänge zum Schloſſe waren mit Nationalmiliz beſetzt, desgleichen die innere Höhe, und die zum Sitzungsſaale führende Treppe. Letzterer iſt ein großer viereckiger Raum mit zwei Eingängen.

Dem für die Ständemitglieder beſtimmten gegen-

über, befindet sich eine Erhöhung mit einem Lehnstuhl und Baldachin. Da jedoch der zur Zeit den Vorsitz führende Oberburggraf nur von gräflicher Familie war, so hatte man den Baldachin an der Wand in die Höhe gezogen. Wäre er fürstlicher Abkunft, würde er sich über seinem Haupte befunden haben.

Sobald die kaiserlichen Kommissarien in die Versammlung treten, erhebt sich dieselbe und bleibt stehen; der Präsident tritt drei Schritte von seinem Sitze herab, um sie zu begrüßen; hierauf setzt sich alles nieder. Rechts vom Präsidenten hat als Primas des Königreichs, der Erzbischof in großem Kostüm, mit den Insignien eines kaiserlichen Ordens geschmückt, seinen Platz; hinter ihm kommen drei Bischöfe in Purpurgewändern, dann die Aebte in schwarz und weiß seidenen Roben mit goldenen Ketten und Kreuzen. Quer vor haben die fürstlichen Herren ihre Plätze. Sie tragen das Nationalkostüm, rothe Röcke mit Silber gestickt, Epauletten von demselben Metall, weiße Beinkleider, weiße seidene Strümpfe und silberverzierte Hüte. Mehrere tragen Orden, Kammerherrnschlüssel fast alle. Der niedere Adel und die Städterepräsentanten sitzen auf den Bänken linker Hand. Erstere sind in die eben beschriebene Nationaltracht, letztere schwarz gekleidet.

Der Präsident richtet seine Worte zuerst an den Fürstbischof und die geistlichen Herren, dann spricht er zu den Fürsten, Grafen und Barone, zuletzt zu dem niedern Adel und den Städtern; dabei bedient er sich der böhmischen Sprache. Nachdem die Begrüßungen

vorüber ſind, verlieſt ein Sekretär die kaiſerliche Botſchaft. Der Zweck derſelben iſt, anzuzeigen, welche Abgaben für die Dauer des nächſten Jahres erhoben werden ſollen. Mit tiefer und ſchweigſamer Unterthänigkeit wurde ſie angehört. Hierauf fragte der Präſident ob Jemand von den Anweſenden Vorſchläge zum Beſten des Staates zu machen habe. Keine Zunge rührte ſich. Da dankte er im Namen des Souverains den verſammelten Ständen für die Pünktlichkeit in Erfüllung ihrer Pflichten und verabſchiedete ſie.

Dieſe pomphafte Zeremonie iſt Alles, was den Böhmen von einer Verfaſſung übrig geblieben iſt, deren ſie ſich während drei Jahrhunderten erfreuten. Die Formen ſind noch dieſelben, allein der Geiſt iſt entflohen.

Jedes Jahr werden zwei Landtage gehalten, nämlich ein ordentlicher und ein außerordentlicher. Sie werden durch kaiſerliche Ausſchreiben zuſammen berufen. Die Prälaten gelten dabei als erſter Stand, die Herren und Ritter, welche Domainen beſitzen, als zweiter und dritter, und die vier Städte Prag, Budweis, Pilzen und Königsgrätz als vierter. Die Bürger derſelben beſitzen das Recht Domainen zu beſitzen und zu kaufen, und ſich durch ihre Bürgermeiſter oder Schöppen vertreten zu laſſen. Zwei kaiſerliche Kommiſſarien werden aus den Herren und Rittern von Wien aus beſtellt. Sie halten ihre Auffahrt in einem ſechsſpännigen Staatswagen.

Die Gewalt der böhmiſchen Stände iſt dermalen auf Vertheilung der verlangten Abgaben, und eine

gewiſſe Gerichtsbarkeit beſchränkt, die ſie durch ein aus acht Mitgliedern beſtehendes Komitée, aus vier Ständen gewählt und vom Kaiſer beſtätigt, ausüben. Die öſtreichiſche Regierung glaubte, es ſei nothwendig, die Gefühle eines Volkes zu ſchonen, das noch lebhaft den Werth ſeiner ehemaligen Freiheit und ſeiner politiſchen Exiſtenz empfindet. Uebrigens muß auch anerkannt werden, daß das Loos der Landleute ſich ſeit der Regierung Joſeph's II. ſehr gebeſſert hat. Vorher waren alle verfaſſungsmäßige Rechte ein Beſitzthum des Adels, von deſſen Gewalt die ſonderbaren Privilegien, welche er genoß, die beſte Vorſtellung geben.

Jeder Gutsherr hatte unter andern das bekannte Recht primae noctis, über al[illegible] Frauenzimmer auf ſeinem Gebiet. Am Hochzeittage mußte jeder Bauer zu einer gewiſſen Stunde ſeine Braut an des Edelmannes Thüre bringen, und ſie dort am folgenden Morgen wieder abholen. Die Abſchaffung dieſer Sitte und anderer Mißbräuche, an deren Stelle oft neue getreten ſind, vermag indeſſen die Nation nicht hinlänglich für den Verluſt ihrer politiſchen Exiſtenz zu entſchädigen. Sie kann unmöglich günſtig gegen die geſinnt ſein, welche ſie ihr raubten.

Zwiſchen dem Patriotismus der Böhmen und Oeſtreicher herrſcht ein auffallender Unterſchied. Während die letzteren, einige Advokaten und Politiker ausgenommen, ſich kaum um das bekümmern, was in den Ständeverſammlungen vorgeht, die ihnen obendrein unter derzeitigen Verhältniſſen eher nachtheilig wie nützlich erſcheinen, forſchen die andern mit großer

Neugierde, über was auf dem Landtage verhandelt worden iſt, und betrüben ſich, wenn ſie hören, daß nur von Steuern und Gaben die Rede war.

Um die Kraft patriotiſcher Gefühle kennen zu lernen, muß man einen Böhmen, Polen oder auch einen Ungar beobachten. Nur den Namen eines freien Volkes braucht man zu nennen, nur der Freiheiten zu erwähnen, der ſich die Engländer erfreuen, und ſie wechſeln die Farbe, ſchlagen mißmuthig die Augen nieder. Kommt die Rede auf ihr Vaterland, auf Schlachten, wo ſie für eine ihnen fremde Sache fochten, auf Heere, die ſie vollzählig machen halfen, und bezahlen mußten, um ihre eigene Vernichtung zu vollenden, auf ihre Herrſcher, die ihrem Blute und ihren Intereſſen fremd ſind, trotz einer Regierung von mehrern Jahrhunderten, ſo ſieht man ſie augenblicklich verdrießlich werden, ja ſich mitunter zornigen Bewegungen hingeben. Dieſe, allen ſlaviſchen Stämmen ſo tief eingeprägten, patriotiſchen Empfindungen ſind auch Urſache, daß ſie alle Fremdlinge haſſen, und insbeſondere die Deutſchen und Oeſtreicher.

Die unter öſtreichiſcher Botmäßigkeit lebenden Polen geſtehen offen ein, daß ſie weit beſſer daran ſind, wie ihre Brüder unter dem ruſſiſchen Joche, allein ſchon der Gedanke, von Ausländern, von weit hergekommenen Fremdlingen gouvernirt zu werden, ſetzt ſie in Feuer und Flammen.

Nach geendigter Sitzung des Landtages nahmen wir den Ständeſaal in Augenſchein. Aus einem Fen-

ſter deſſelben wurden 1618 die kaiſerlichen Kommiſſarien, Grafen Slawata und Martiniz hinausgeworfen. Der Erfolg entſprach indeſſen den Erwartungen nicht, ſie fielen auf einen Düngerhaufen, und kamen troß des gewaltigen Falles davon.

In die im Mittelpunkte des kaiſerlichen Schloſſes befindliche Kathedrale kommt man durch den dritten Hof. Sie iſt nicht groß, allein ſo ſchön verziert, ihre Säulen und Gewölbe ſind in ſo edlem Style, die Basreliefs ſo ausgezeichnet im Vergleich mit andern gothiſchen Denkmälern, daß man nicht umhin kann, ſich eine hohe Idee vom Glanze des alten Böhmerlandes unter ſeinen eigenen Königen zu machen. Iſt es nicht die ſchönſte Kirche auf dem Kontinente, ſo iſt es doch beſtimmt die hübſcheſte. Sie wurde unter Karl IV. zu bauen angefangen und vollendet; ſein Grabmal befindet ſich neben dem Haupteingange. Zwei Marmorſtatuen, welche den Kaiſer und ſeine Gemahlin vorſtellen, liegen mit gefalteten Händen auf dem Mauſoleum. Ihre Häupter tragen Kronen, zu ihren Füßen befindet ſich ein aufgerichteter Löwe mit doppeltem Schweife, das Wappen des Königreichs. Weiterhin befinden ſich die Gräber der Kaiſer Mathias und Rudolph, der beiden letzten Könige, die in Prag reſidirten.

Rechter Hand iſt der Reliquienſchrein des heiligen Johann von Nepomuk, Beichtvaters der Gemahlin Wenzeslaus des Grauſamen, des Sohnes Karl's IV. In einem Anfalle von Eiferſucht und in der Trun-

kenheit, ließ ihn jener Fürſt in die Moldau werfen, weil er ſich ſtandhaft weigerte, die Beichte der Königin zu verrathen. Der Geopferte wurde natürlich kanoniſirt, und man zeigt den frommen Gläubigen und andern ſeine Zunge, welche ſich nun durch mehr wie dreihundert Jahre friſch erhalten hat. Das Gold und Silber an dieſem Reliquien-Schrein wird auf hunderttauſend Franken geſchätzt.

Als ſich das Gerücht verbreitete, es ſollten auch dieſen Kirchen Schätze entnommen werden, verließen Tauſende von Böhmen ihre Wohnſitze und wollten auswandern. Das ſchweigſame Drohen der Pilger rettete den Schatz. Es wurde Nichts entwendet.

An derſelben Seite befindet ſich auch die kaiſerliche Tribune und die Kapelle des erſten chriſtlichen Herzogs, des heiligen Wenzeslaus, welcher mit ſeinem Leben den neuen Glauben beſiegelte. Er wurde auf Anſtiften ſeiner Mutter Drohomira von ſeinem Bruder Boleslaus ermordet.

Den Platz vor der Façade des kaiſerlichen Schloſſes verſchönern mehrere Paläſte, unter denen ſich die des Herzogs von Reichſtadt und des Erzbiſchofs auszeichnen. Den erſten bewohnte während des Prager Kongreſſes der Kaiſer Alexander, den andern der König von Preußen.

Von der Teraſſe des Schloſſes kann man die ganze Stadt überſehen. Die vielen Kirchen, Thürme

und Paläſte, die Brücke, deren graues Anſehn von entſchwundenen Jahrhunderten zeugt, der breite Fluß mit niedlichen Inſeln geſchmückt, geben zuſammen ein edles und reizendes Bild. Es ſpiegelt ſich darin eine ehemals furchtbare Hierarchie, ein noch reicher Adel, die beide ſich gegen den Verfall ihres Landes und ihres Anſehns ſträuben. — Zwiſchen Beide, die Bauern mitgerechnet, welche von ihnen abhängig ſind; theilt ſich ungefähr zwei Drittel des geſammten Grund und Bodens. Unter die ausgezeichnetſten Familien gehören die Fürſten Lobkowicz, Schwarzenberg und Ruisky, die Grafen Clow, Chortiniz, Schleck, Cholirk, Webno, Wrbtz, Kolowrat, Ezukin, Waldſtein, Sternberg und Noſtiz, ſie gelten für böhmiſchen Urſprungs, während die Fürſten Lichtenſtein, Dietrichſtein, Colloredo, Mansfield, Auersperg, Wendiſchgrätz, Clary, Kaunitz, Salm und Thurn, ungeachtet ſie in Böhmen große Güter beſitzen, zum öſtreichiſchen Adel gehören. Die meiſten ihrer Domainen ſind indeſſen kaiſerliche Donationen; es war dabei darauf abgeſehen, durch dieſe Vermiſchung den Stolz des eingebornen Adels zu demüthigen, was auch gelang.

Die Häupter dieſes Adels nahmen indeſſen einen ſehr lebhaften Antheil an dem verhängnißvollen Kriege von 1809, indem ſie ihre Bauern zu Soldaten machten, ausrüſteten und ſich ſelbſt an ihre Spitze ſtellten. Die ungeheuren Summen aber, welche ſie damals aufwendeten, ſo wie ſpäter in den Kriegen von 1813 und 14, ferner die neuen Abgaben, mit denen ſie noch nach dem Kriege bedroht wurden, haben weſentlich

beigetragen, ſie zu ſchwächen und ihrem Muthe Dämpfer aufzuſetzen.

Böhmen iſt unſtreitig die meiſt belaſtete Provinz des öſtreichiſchen Kaiſerthumes. Ungeachtet es mit Mähren nur fünf Millionen Einwohner zählt, alſo ungefähr den ſechſten Theil der Geſammtbevölkerung des öſtreichiſchen Gebietes, müſſen beide doch nicht weniger wie ein Drittheil zu den Staatslaſten beitragen, und mehr Soldaten liefern, wie Ungarn, das eine Bevölkerung von zehn Millionen beſitzt.

Die Elbe, welche die fruchtbarſten Gegenden Böhmens berührt, erweckte natürlich die Hoffnung in den Bewohnern derſelben, ihren Ueberfluß mittelſt derſelben nach Hamburg abſetzen zu können. Der deshalb durch den öſtreichiſchen Diplomaten, welcher dem Bundestage präſidirt, abgeſchloſſene Traktat, beweiſt indeſſen offenbar, daß er das Kind einer mißtrauiſchen Politik iſt, welche die zu häufige Berührung mit dem Auslande für ihre Unterthanen fürchtet. Deshalb wird auch M — ch, ſo wie das ganze gegenwärtige Regierungsſyſtem, vom eingebornen Adel mit ungünſtigen Blicken betrachtet, und er befindet ſich in Oppoſition mit jener Politik.

Am Tage nach unſerer Ankunft begaben wir uns in das Privattheater des Grafen Clam-Gallas. Die patriotiſche Denkungsart deſſelben und ſein fortwährendes Streben, den Druck der Gewalt zu mildern, verdient ungeſchmälertes Lob. Man führte Maria Stuart von Schiller auf. Ueberraſcht wurde ich von dem Talente der Gräfin Schliel, welche die Rolle der Eliſabeth

gab. Ich ſtehe nicht an zu behaupten, Miſtreß Siddons ſelber würde ſich nicht haben verſagen können, ihr den verdienten Beifall für die ausgezeichnete Darſtellung jenes ſtolzen, prüden und egoiſtiſchen, gekrönten Weibes zu zollen. Später ſah ich noch Torquato Taſſo von Göthe, in welchem ein unübertrefflich Bild des Lebens in der großen Welt gegeben wird. Unmöglich können die zarten Nüancen einer geheimen Liebe, die der Stolz bekämpft, und die Schwachheiten des Hofmannes beſſer dargeſtellt werden, wie das von dem Fürſten Thun-Taxis und dem Grafen Thun geſchah. Allerdings kommt hier in Betracht, daß ſie ſich in ihrer Sphäre befanden, und nicht natürlicher ſpielen konnten.

Gewiß muß es auffallen, ſo vornehme Herren und Damen auf der Bühne agiren zu ſehn; man erklärt ſich das jedoch, ſobald man weiß, daß die meiſten Werke Schillers nur ganz verſtümmelt, ja ſogar auch dann nicht, hier gegeben werden dürfen, während man ſie in Wien ſelbſt aufführt. Man beſorgt, die Böhmen möchten etwas Schlimmes daraus lernen. Dem Adel blieb alſo nichts weiter übrig, wenn er Schillerſche Stücke ſehen wollte, als ſie auf Privattheatern aufzuführen. Als Zuſchauer werden jedoch bloß Perſonen von Stande und die in der vornehmen Geſellſchaft eingeführten Fremden, zugelaſſen.

Die öffentliche Oper erhält ſich über dem Mittelmäßigen, das Orcheſter iſt ohne Gleichen. Die Böhmen haben ein ungemein gebildetes, muſikaliſches Gehör, und exekutiren con amore. Als Mozart ſein

Meisterwerk „Don Juan" vollendet hatte, eilte er nach Prag, um es dem Publikum zu hören zu geben, indem er sagte: das sei der einzige Richter, der seine Arbeit zu schätzen wisse. Der Enthusiasmus stieg mit jeder Vorstellung. In Wien nahm man das große Werk kalt auf. Kaiser Joseph, welcher der ersten Vorstellung beiwohnte, ließ den Komponisten zu sich rufen, und bemerkte ihm, seine Musik wäre gut, habe aber zu viel Noten.

„Nur so viel als nöthig sind," entgegnete der gekränkte Meister.

Friedrich der Große ließ bald nachher den Komponisten zu sich einladen, und ihm fünf tausend Gulden Gehalt anbieten, während er hier nur acht hundert hatte. Während er sich noch überlegte, was er thun solle, ließ ihn Joseph II. zu sich entbieten, und redete ihn an: „Mozart, Sie wollen mich also verlassen?"

Ergriffen von dem wohlwollenden Tone, mit dem diese Worte gesprochen wurden, konnte Mozart vor den mit Gewalt hervorbrechenden Thränen kaum stammeln: „nein, ich werde Ew. Majestät niemals verlassen."

Mit der nationalen Neigung für Musik vertraut, hat der böhmische Adel ein Institut gegründet, das nicht allein seine Kapellen mit Virtuosen versieht, sondern auch die Anerkennung Europa's verdient. Sechszig Zöglinge beider Geschlechter werden hier in verschiedenen Branchen der Vokal- und Instrumentalmusik, von zwölf durch die Begründer der Anstalt besoldeten

Lehrern unterrichtet. Unter die großen, aus diesem Konservatorium hervorgegangenen Talente, gehört auch Fräulein Sonntag, jetzige Gräfin Rossi.

Die Akademie der Künste und Wissenschaften ist ebenfalls eine Stiftung des Adels, der sie allein erhält. Der Ritter von Gerstner dirigirt sie; seine Verdienste um mathematische Wissenschaft sind bekannt. Die Zahl der Schüler ist fünf hundert; acht Professoren sind dabei angestellt. Der Unterricht betrifft hauptsächlich Mathematik.

Das Prager Museum enthält eine kostbare Sammlung böhmischer und sächsischer Antiquitäten. Außer den Handschriften und Werken der Maler- und Bildhauer-Kunst, befinden sich dort Angriffs- und Vertheidigungswaffen von hohem Alter; z. B. Schilder und Schwerdter von ungewöhnlicher Größe, ein Schuh von Premisl, dem ersten Böhmenherzoge, und andere Kuriositäten. Der Saal, in welchem die Schätze der alten Literatur verwahrt werden, ist von hohem Interesse. Im vierzehnten Jahrhunderte besaß Böhmen seine Geschichtschreiber, Gelehrten, Gesetzgeber, Theologen und Dichter, deren Werke, die unstreitig viel Licht über jene dunkle Epoche verbreiten könnten, ungekannt von aller Welt hier ruhen.

Geschrieben in der alten Landessprache, und sonder Zweifel bestimmt, nie an's Tageslicht zu kommen, sind sie ein todter, nutzloser Schatz.

Unter den Gemälden, welche das Museum besitzt, stehen oben an die von Raphael, Mengs, Siretta und Brand. Ein Bild von Salvator und ein Joseph

von Siretta, zeichnen sich durch Wahrheit und Kolorit aus, desgleichen ein Christus von Brand. In der Nähe besehen, scheint der letztere ein Chaos von Farben, eine Kinderpinselei zu sein, in einiger Entfernung aber erscheint es als das edelste und imposanteste Symbol der Gottheit.

Auch für dieses National-Denkmal der Kunst und der Wissenschaften, ist Böhmen dem Adel verpflichtet. Sie erhalten seinen Glanz auf Kosten ihrer Rüstkammern und Bildergallerien. Mit großen Kosten haben sie seit Begründung des Museums (1818) die Ueberreste vergangener Größe aus den entlegensten Theilen von Europa, namentlich aus Rußland und Schweden, mit großen Kosten gesammelt. Ist gleich der Zeitpunkt noch nicht da, damit aufzutreten, so wird sein Erscheinen doch gehofft.

Unter Karl VI. und seinen Nachfolgern war die Prager Universität außerordentlich besucht, daß sie aber dreißig tausend Studenten gezählt habe, wie ein alter Chronist erzählt, ist wohl ein Irrthum. Dermalen zählt man nur tausend Studirende, welche nach der Instruktion unterrichtet werden, die 1825 eine sehr hohe Person den Professoren ertheilte, die ihr die Aufwartung machten. „Ich will, — hieß es, — daß meine Unterthanen alles lernen, was zum gemeinen Leben nöthig ist; und zwar vorzüglich, was sie an meine Person und an ihre Religion fesseln kann. Professoren, welche ihnen eine Menge Dinge in den Kopf setzen, die nur dazu dienen, den jungen Leuten

heutiges Tages den Kopf zu verdrehen, brauche ich nicht."

Die einzige Wissenschaft, deren Studium frei gegeben ist, ist die Medicin; alle andern bekamen 1822 einen Stoß, von dem sie sich unter der bestehenden Regierung niemals erholen werden. Unter den Mitgliedern der Universität galt der Professor der Philosophie, Bolpano, als einer der gelehrtesten Männer. Einige von ihm gedruckte Werke athmen den reinsten Patriotismus und die edelsten Gesinnungen. Plötzlich wurde er verhaftet, und dem vom Erzbischof präsidirten, geistlichen Tribunal überantwortet, um sich wegen erhobener Anklage des Unglaubens zu vertheidigen.

Der würdige Prälat, ein guter, simpler Mann, dem allgemeine Achtung gezollt ward, sah sich wegen Einleitung dieses dogmatischen Prozesses in nicht geringer Verlegenheit; der Papst mit aller seiner Unfehlbarkeit hätte auch nicht zum Ziele kommen können. Es gelang ihm indessen, den Professor von der ihm aufgebürdeten Beschuldigung rein zu waschen, allein ihm und allen Bestrebungen des Adels gelang es nicht, ihn wieder in akademischer Thätigkeit zu sehn. „Sprechen Sie mir nicht von dem, — sagte der Kaiser zu der fürbittenden Prinzessin von L....y, er hat überspannte und gefährliche Grundsätze."

Ein Schüler des Genannten, welcher Professor der Theologie am Leitmeritzer Seminarium geworden war, ging noch weiter, wie er, und behauptete in einer seiner Lehrstunden, daß Doktrinen, welche dem menschlichen Verstande entgegen wären, nicht auf göttliche

Gebote basirt werden könnten. Kaum war dieses kühne Raisonnement bis in die Hauptstadt erklungen, als des Kaisers Beichtvater Frint mit zwei Kommissarien sich in's Seminar begab, und den armen Professor fest nehmen, und nach Wien transportiren ließ, wo er bei den Ligorianern eingesperrt wurde. Der Bischof, unter dessen Augen ein solcher Skandal begangen worden, verlor sein Bisthum und wurde in ein Kapuzinerkloster gesteckt.

Diese drei Beispiele reichen hin, den Eifer der Gelehrten zu kühlen, und sie weichen nicht mehr von dem vorgeschriebenen Pfade ab.

Da in ganz Oestreich dasselbe Erziehungssystem befolgt wird, so will ich eine genaue Schilderung von dem in Böhmen üblichen mittheilen. Außer der Universität Prag zählt man drei Lyceen oder Kollegien, und fünf und zwanzig Gymnasien oder lateinische Schulen. Der Universität ist ein Rektor, der ein bloßer Titularrektor ist, und vier Direktoren vorgesetzt, von denen zwei, nämlich die den theologischen und philosophischen Lehrstuhl besitzen, aus der Geistlichkeit genommen werden. Keiner bleibt über ein Jahr im Amte. Die Direktoren der Lyceen und Gymnasien sind gleichfalls Geistliche. Alle sind wieder von einem Regierungsrathe abhängig, dem sie Rechenschaft ablegen müssen.

Die Elementarschulen stehen ebenfalls unter der obersten Leitung einer geistlichen Behörde, welche der Regierung verantwortlich ist. Privatschulen sind verboten. Zugeben muß man, daß ungeachtet der nicht

liberalen Erziehungsmethode, das Unterrichtssyſtem doch auf großartige Weiſe durchgeführt wird. Kein Dorf entbehrt der Schule. Die Lehrer erhalten ihre Beſoldung von der Regierung oder von dem Gutsherrn; Kinder armer Leute zahlen nichts. Die Profeſſoren an den Gymnaſien, Lyceen und Univerſitäten ſind ebenfalls ganz unabhängig von den Schülern geſtellt, und werden von der Krone beſoldet. Außerordentliche Vorleſungen ſind ſelten erlaubt, und im entgegengeſetzten Falle ſind die Honorare ſo niedrig, daß den meiſten Profeſſoren gar nicht einfällt den Verſuch zu machen, ihre Revenüen auf dieſe Art zu ſteigern.

Der Schüler geht aus der Elementarſchule in die lateiniſche über, wo er in den erſten vier Jahren lateiniſchen und Religionsunterricht erhält. In den zwei folgenden überſetzt er lateiniſche Autoren und fängt das Griechiſche an. Religion, Mathematik und Geographie nehmen jedes zwei Stunden wöchentlich in Anſpruch. Jedes Gymnaſium hat einen Präfekten, ſechs Profeſſoren und einen Religionslehrer. Sechs Jahre ſind nothwendig, um auf die Univerſität übergehn zu können. Dort nimmt Philoſophie, Theologie, Geſchichte, Mathematik und Griechiſch die Zeit im erſten Jahre weg; das zweite beſchäftigt ſich mit denſelben Gegenſtänden, die Mathematik ausgenommen, an deren Stelle Phyſik und Aſtronomie treten. Im dritten geht's an die Geſchichte des deutſchen Reiches.

Weder Lehrer noch Studenten dürfen an dieſer Studienordnung ändern. Sind die drei Jahre vorüber, ſo entſcheidet ſich der junge Mann für Juris-

prudenz, Theologie oder Medicin. Wählt er die beiden ersten, so muß er noch vier Jahre, wählt er die letztere, noch drei Jahre studiren. Ein vollständiger Studienkursus dauert also dreizehn bis vierzehn Jahre. Die verschiedenen Lehrbücher sind k. k. approbirte Kompilationen, welche in Wien von der Kommission für den öffentlichen Unterricht gemacht werden. Mitunter sind sie im höchsten Grade verkehrt, gleichwohl müssen die Professoren ihnen bei Verlust der Stellen blindlings folgen.

Zu Ostern und Ende August werden die Schüler examinirt. Die fortgeschrittenen treten im nächsten Jahre in eine höhere Klasse, die andern bleiben sitzen, bis sie gelernt haben, was gefordert wird. Hat ein junger Mann die lange Bahn des Lernens auf diese Art zurückgelegt, so kann er zwar eine oberflächliche Kenntniß der verhandelten Dinge erlangt haben, allein im Ganzen genommen weiß er nichts. Regelmäßig vergißt er in der nächsten Klasse, was er in der früheren sich erworben hat, denn vergeblich ist das Streben, intellektuelle Thätigkeit in bestimmte Formen zu zwängen.

Während der Studienzeit wird der Zögling mit der größten Sorgfalt beobachtet. Seine Lehrer sind gleichzeitig Kundschafter ex officio; sechsmal jährlich muß er bei dem Geistlichen beichten, der ihm Religionsunterricht ertheilt. Seine Neigungen, Gewohnheiten, kurz Alles, was an ihm beobachtet wird, verzeichnet man in ein Register, das in den Kollegien ge-

halten wird. Abschriften davon kommen nach Wien und an die Provinzialregierung.

Je weiter er in seinen Studien fortschreitet, desto strenger wird er beobachtet; man giebt genau auf seine Lieblingslektüre Achtung, und horcht aufmerksam auf seine Urtheile über die Alten, was er von Cato und Brutus denkt u. d. m., denn diese Rubrik findet sich ausdrücklich im Register. Studirt er Jurisprudenz, so prüft man seine Meinung vom Naturrecht, und vom Rechte des Souverains auf alle Weise, und unter den mannigfachsten Formen.

Hat endlich ein Student seine akademische Laufbahn hinter sich, so ist er ganz von der Regierung abhängig; seine Beförderung und Anstellung hängt nur von seinem bisherigen Benehmen ab. Gab er den kleinsten Anlaß zum Argwohn, neigte er sich nur entfernt zu liberalen Ideen, so kann er so talentvoll sein, wie er will, er wird nur um so weniger angestellt werden, oder ein Patent als Advokat erhalten. Gelingt es ihm vielleicht, eine untergeordnete Stelle durch die Regierung seiner Provinz zu erhalten, so kann er gewiß sein, sie bei der ersten unüberlegten Aeusserung wieder zu verlieren. Von seinen Vorgesetzten hat er keinen Schutz zu erwarten; würden sie mit ihm sympathisiren, wär' es auch um ihre Anstellung geschehn.

In jedem Departement befinden sich unter den Räthen und Beisitzern mindestens zwei, welche mit dem Chef der hohen Polizei in Wien oder mit dem Premierminister in Korrespondenz stehn. Zwei Monat vor meiner Ankunft in Prag hatte einer der angesehensten

Räthe in einer Sitzung des vom Oberburggrafen präsidirten Tribunals Gelegenheit genommen, bei Veranlassung einer Diskussion über die Abgaben von fremden Waaren seine Meinung über die Untauglichkeit des bestehenden Systems, auf klare und bündige Weise auszusprechen, und daraus zu folgern, daß es nicht mit dem Stande der Fabriken harmonire. Nun war er gerade zu derselben Zeit zum Eintritt in das Departement der Finanzen vorgeschlagen worden. Sein Patent war schon ausgefertigt; es fehlte nur noch an der Unterschrift des Kaisers. Wie erstaunte der wackere Mann, als er etwa acht Tage später vernahm, die Stelle sei an einen viel jüngeren Rath vergeben worden, und auf dem Patente desselben befinde sich die Bemerkung, daß ein Mann, welcher den Zeitgeist mehr beachte, wie den Willen seines Herrn, ein schlechter Rath sein werde. Sr. Maj. brauche nur ergebene Unterthanen und keine Raisonneurs."

Kein Rath des Justizdepartements wird es wagen, einen Finanzrath nach dem zu fragen, was in seinem Departement vorgeht, ungeachtet er jeden Augenblick dahin versetzt werden kann. Man würde seine Frage für eine, dem Staasdienst gefährliche Indiskretion halten. Als der Graf und Finanzminister O'Donnel starb, wollte der gerade in Prag anwesende Kaiser ihn durch den Grafen und Oberburggrafen Wallis ersetzen. Er ließ ihn rufen und machte ihm bekannt, er solle zur Belohnung seiner treuen Dienste Finanzminister werden.

„Ich bitte unterthänigst, — entgegnete der Er-

wählte; — Ew. Maj. möchten in Betracht ziehn, daß ich mich nie um die Finanzen bekümmert habe, und über dieſe Branche ganz unwiſſend bin." — „Solche Leute brauch' ich, — war die Antwort; — jeder bekümmere ſich nur um das, was ihn zunächſt angeht. Sie werden ſich ſchon hinein finden, und ein nicht weniger getreuer Finanzminiſter ſein, als ſie ein zuverläſſiger Oberburggraf waren."

Die nothwendigen Folgen blieben natürlich nicht aus. Ein Bankerott trat ein, der in der Geſchichte des Finanzweſens ungefähr eben ſo ſchmälig iſt, wie Ulms Verluſt in den Annalen des Kriegs. Beide Ereigniſſe baſiren ſich auf ein und daſſelbe Prinzip der Verwaltung. An dergleichen Beiſpielen erklärt ſich auch die Beſchränktheit und Servilität der meiſten Civilbeamten. Unter tauſend Hofräthen und ſtudirten Aſſeſſoren und Sekretären giebt es nicht funfzig, welche ein Urtheil über die finanzielle Lage des Reichs abgeben können. Trotz dem bringen ſie es zum Direktor in irgend einem Departement. Beim Militär wiſſen von tauſend Hauptleuten, die vom Genie und der Artillerie ausgenommen, nicht die Zwanzigſten etwas von Taktik, deſſenungeachtet rücken ſie nach und nach zu Oberſten, Generalen und Feldmarſchällen hinauf, ohne ihren Verdienſten und Talenten das Mindeſte zu verdanken.

Während die armen ſächſiſchen und preußiſchen Lande ſich heben, ihre Schulden abzahlen und ihren Kredit befeſtigen, ihre Armeen durch moraliſche Mittel bilden, und nöthigenfalls zum Kampfe vorbereiten, ſieht das an Hülfsquellen unerſchöpflich zu nennende

Oeſtreich, ſich täglich ärmer werden durch die Ungeſchicklichkeit ſeiner Finanziers. Ließe man ſich in einen Krieg ein, ſo würden ſich die alten Unglücksfälle wiederholen, und die Truppen würden heerdenweiſe gefangen werden, wie früher ſo oft geſchah.

Verſchiedene Umſtände bewegen die höchſte Regierungsbehörde ihre Aufmerkſamkeit nicht allein den zahlloſen Beamten zuzuwenden, ſondern auch dem Volke überhaupt. In einem Lande, wo die unteren Klaſſen ſervil und unwiſſend ſind, von Ehrgefühl bei ihnen alſo nicht die Rede ſein kann, iſt es nicht ſchwer, Dienſtboten zum Verrath ihrer Herrſchaften zu bewegen. Jede Angeberei eines Bedienten wird von der Polizei ihrem Werthe nach belohnt.

Während meiner Anweſenheit in Prag gab ein Kaufmann ſeinen Freunden ein Diner. Die Rede war auf die letzte Anleihe gekommen, und die allgemeine Anſicht ſprach ſich ungünſtig darüber aus. Anderen Tags wurde der Wirth auf das Polizeiamt beſchieden, um Auskunft über das zu geben, was bei ihm vorgegangen ſei. Umſonſt berief er ſich auf das Recht, innerhalb ſeiner vier Pfähle finanzielle Angelegenheiten erörtern zu können, man entgegnete ihm: da er nicht Bankier ſei, ginge ihn dergleichen nichts an, und rege er dergleichen Erörterungen wieder an, oder begünſtige ſie, ſo werde man ihn verhaften.

Ueberzeugt, daß nur einer von ſeinen Bedienten den Verräther gemacht haben könne, hatte der Kaufmann bei der Nachhauſekunft nichts Eiligers zu thun, als ſie ſammt und ſonders zu entlaſſen. Abermals

vor die Polizei geladen und befragt, weshalb er seine Leute entlassen habe, berief er sich wieder auf das Recht, in seinem Hause vornehmen zu können was ihm beliebe. Darauf versicherte ihm der Direktor der Polizei, ein kaiserlicher Rath, Ritter einiger Orden, mit dem Titel Obrist bekleidet, auf seine Ehre, daß er von keinem seiner Bedienten denunzirt worden sei.

Von den überallhin verbreiteten Verbindungen der Polizei und der Immoralität, welche sie unter das Volk verbreitet, kann sich Niemand einen rechten Begriff machen. Jeder Lohnbediente ist ein Spion; an jeder Wirthstafel, in allen Kaffeehäusern giebt es Aufpasser. Man findet sogar welche in der kaiserlichen Bibliothek und in den Buchhandlungen, welche aufpassen, nach was für Büchern gewisse Personen verlangen. Erregen die auf der Post ankommenden oder abgehenden Briefe den mindesten Verdacht, so steht man keinen Augenblick an, sie zu öffnen. Es wird in dieser Hinsicht ganz offiziell verfahren, und das Postsiegel keck neben das widerrechtlich erbrochene gesetzt.

Ein anderer Zug dieses, alle verfolgenden Gouvernements, die es beobachten, ist der, daß weniger die Fremden wie die Einheimischen von ihm zu leiden haben, die mit jenen umgehen. Jedem Ausländer fällt es daher schwer, angesehene Bekanntschaften zu machen, ausgenommen unter dem hohen Adel, denn Alles besorgt sich verdächtig zu machen.

Da jede Erholung, jedes öffentliche Vergnügen, unter dem traurigen Einflusse der Polizei steht, so kann es kein anständiger Fremder, mögen seine An-

sprüche noch so bescheiden sein, in Prag acht Tage aushalten, wenn er nicht Zutritt in die adeligen Zirkel zu erhalten weiß. Die mittleren Klassen sind in der böhmischen Hauptstadt unterrichtet, bescheiden und von achtungswertherem Charakter, wie die sinnlichen Wiener. Mit den Tagesbegebenheiten sind sie ziemlich vertraut, obgleich die Regierung das Bekanntwerden von Neuigkeiten auf alle Art verhindert. In Prag erscheint nur ein öffentliches Blatt, und zwar unter unmittelbarer Kontrole des Oberburggrafen. Die Provinzialregierung hatte einmal den Druck einer Zeitung in der Landessprache erlaubt, allein mit der ersten Nummer, kam auch das Verbot aus Wien.

Im Ganzen genommen ist Prag eine der schönsten, malerischesten Städte des Kontinents, ohne Einrede viel interessanter als Berlin oder eine andere deutsche Stadt. Die großen historischen Schätze, welche über die älteste Geschichte der unter einander nahe verwandten Böhmen, Russen und Polen hier vorhanden sind, geben ihr einen Vorzug ganz eigener Art. Man darf sich nicht wundern, zwischen Böhmen und Oestreichern eine so bestimmte Abgränzung zu sehen, obgleich die letztern seit dreihundert Jahren die andern beherrschen. Ein Hampden, oder um in böhmischer Sprache zu reden, ein Ziska, fände heute noch mindestens eine Million Anhänger.

Drittes Kapitel.

Reise von Prag nach Mähren und Oestreich — vom alten Mährenlande — Oestreich — Weinberge, Dorfschaften, Volk — ländliches Fest — östreichische Abtein — Hierarchie — Charakter der Geistlichkeit — Rudolph von Habsburg und seine Nachfolger.

Die Straße von Prag nach Mähren und Oestreich hin hat wenig Einladendes. Gut bestandene Feldfluren, ein Dorf, eine kleine Stadt oft fünf Stunden weit von einander entfernt, schmutzige Wirthshäuser und noch schmutzigere Nachtherbergen, einzelne Rittersitze, die aber denen zwischen Prag und Töplitz nicht das Wasser reichen — weiter bietet sich dem Auge nichts dar. Funfzehn Meilen von Prag liegen die Höhen von Collin, wo Friedrich der Große eine Schlacht und den Ruhm verlor, nicht besiegt worden zu sein. Sechs Meilen weiter kommt man durch Haslau. Nach einer Fahrt von einigen vierzig Stunden in südlicher Richtung, kommt man endlich an die böhmische Grenze. Sie wird von einer Pyramide bezeichnet, die nach Böhmen hin einen Löwen, nach Mähren einen Adler trägt.

Nur der Name des letzteren großen Reiches ist übrig geblieben. Seine Könige herrschten einstmals von der Donau bis an den finnischen Meerbusen. Der letzte derselben, Zwentibold, wurde vom deutschen Könige Arnulph besiegt, sein Reich ward getheilt, und kam unter dem alten Namen theilweise an Böhmen.

Der unglückliche Fürst vertauschte sein Scepter gegen ein Kreuz, seine Residenz Wellegrad ward in ein Kloster verwandelt, dessen erster Abt er wurde.

Ungeachtet Mähren seit der östreichischen Eroberung von Böhmen getrennt, und in eine besondere Provinz verwandelt worden ist, erinnert Sprache, Sitte und Tracht seiner Bewohner doch lebhaft an seine ehemalige Vereinigung mit Böhmen. Die Verhältnisse des Adels und der Bauern sind ganz dieselben. Ein Landtag besteht der Form nach hier wie dort, und entbehrt ebenso alles Einflusses.

Iglau, die erste Stadt in Mähren, hat ein hübsches Ansehn, zehntausend Einwohner und große Wollmanufakturen. Die Umgegend ist unfruchtbar und kalt.

Das zwanzig Stunden südlicher liegende Znayra ist der letzte Punkt wo böhmisch gesprochen wird; hier ist auch die mährische Gränze. Das Volk ist hier so zähe und beharrlich, wie man sich kaum vorzustellen vermag. Die Bewohner der nördlichen Vorstädte jenes Ortes hängen an der böhmischen Sprache, wie ihre Voreltern vor dreihundert Jahren, während, wie mir versichert worden ist, in den Vorstädten auf der andern Seite nicht eine Person anzutreffen ist, welche sie versteht. In derselben Art tritt auch die Charakterverschiedenheit an's Licht, bei Letzteren ist keine Spur des Mißmuths und der mürrischen Laune zu finden, welche den Böhmen eigen sind. Ein Uebergang zwischen diesen beiden Kontrasten findet nicht Statt. Die Leute sind scharf getrennt, wie Deutsche und Franzosen. Eine dreihundertjährige Fraternität hat die An-

tipathie nicht vertilgt, welche zwiſchen ihnen herrſcht, und die beleidigenden Namen nicht vergeſſen laſſen, die ſie einander beilegten.

Von Zuayra nach Wien ſind auf der kaiſerlichen Chauſſee noch funfzehn Stunden, intereſſanter iſt jedoch der von uns eingeſchlagene Weg über Ratz, Krems und Sankt Polten. Das Land gegen Abend hin zeigt eine ununterbrochene Reihe ſanfter Höhen, deren Abhänge mit Reben geſchmückt ſind, und an deren Fuße Getraideſluren oder Obſtgärten ſich ausbreiten. Rund herum athmet Alles Ruhe und Wohlſtand, der ſich auch auf den Geſichtern der Kinder wiederzuſpiegeln ſcheint, welche beſchäftigt ſind, die Reben von den überflüſſigen Blättern und Zweigen zu befreien, und dadurch das Reifen der Trauben zu befördern. Wo wir welchen begegneten, boten ſie uns reife Früchte an.

Die Kellereien liegen immer einige hundert Schritt vor dem Dorfe, gleichſam um ſeine Nähe zu verkünden, ſind in die Erde gegraben und alle gewölbt. Den Eingang bildet ein Vorhaus, welches die Kelteranſtalt und ein paar Zimmer für den Beſitzer und ſeine Gäſte und Geſchäftsfreunde enthält. Vor den Thüren ſtehen Wagen, die nach Böhmen, Mähren und Wien laden. Jede Kellerei, deren hier an vierzig oder funfzig exiſtiren, wird von großen Nußbäumen beſchattet, unter denen ſich Tiſche und Bänke befinden, um den zechenden Geſchäftsleuten zum Ruhen zu dienen.

An den Dörfern bemerkt man einen Wohlſtand

und eine Ruhe, die man vergeblich anderwärts ſuchen dürfte. In einiger Entfernung des mit Weiden und Kaſtanienbäumen bepflanzten Baches, ohne den es kein öſtreichiſches Dorf giebt, ſtehen die Häuſer in langen Reihen. Sie haben ein und zwei Stockwerke, ſind mit Ziegeln gedeckt und mit grüngemalten Fenſterladen verſehen. Ein Strohdach iſt hier ſo ſelten wie eine Schenke, denn da die Bauern alle Weingärtner ſind, ſo trinken ſie auch Alle vom eignen Faſſe.

Links und rechts vor den Häuſern, liegen zwei mit grün und gelbangemaltem Lattenwerk eingefaßte Gärtchen; zwiſchen ihnen geht der Weg zu der immer offnen Pforte des Hauſes. Das erſte Zimmer iſt das Beſuch- oder Gaſtzimmer. Es enthält einen großen, grünen Ofen, zwei Schränke oder Kommoden, ein halbes Dutzend Stühle und ein Sopha. In der Mitte ſteht ein großer, mit einem tyroler Teppich bedeckter Tiſch, der beſtändig zwei Flaſchen Wein und mehrere Gläſer trägt. Die andern Räume ſind minder reichlich eingerichtet, enthalten aber ſtets das Nothwendige. Um den Ofen und die blendend weißen Wände laufen Bänke; über denſelben hängen in gewiſſer Höhe große Weingläſer, welche das Maaß der täglichen Ration jedes Arbeiters abgeben. Einige Heiligenbilder und die Portraits von Maria Thereſia, Joſeph, vorzüglich aber vom Kaiſer Franz, ſind ihre Wandnachbarn. Den letztern betrachten die wackern Leute wie einen Familienvater, ja wie einen Schutzengel, der ihnen jederzeit zugänglich iſt, und für den ſie eine unbegränzte Ergebung hegen. Ihr Charakter

harmonirt so sehr mit dem seinigen, ihre Art zu denken ist ihm so nahe verwandt, daß die vollkommenste Uebereinstimmung der Oestreicher mit ihrem Kaiser daraus entsteht.

Ein Dutzend dieser schönen Dörfer hatten wir schon hinter uns, und waren nahe daran, das Letzte zu erreichen, auf welches die niedliche kleine Stadt Ratz folgt, als ein bejahrter Landmann, der seit einiger Zeit neben uns hergewandert war, uns ansprach, und nach unserm Reiseziele fragte. Nachdem wir ihm Bescheid gegeben hatten, lud er uns auf das Dringendste ein, unter seinem Dache zu übernachten.

Kaum hatten wir, seiner Einladung Folge gebend, seine Schwelle betreten, als seine Hausfrau mit einem Flaschenpaar erschien, die unsere glückliche und willkommene Ankunft feiern helfen sollten. Nach Landessitte wurde die Zeit bis zum Abendessen mit Plaudern und Trinken verbracht.

Unser gastfreundlicher Wirth, ein ehrlicher und reicher Winzer zu Roßbach, hatte einen Prozeß wegen einer Waise, deren Vormund er war, mit dem Edelmanne zu führen, unter dessen Gerichtsbarkeit seine Grundstücke gehörten. Entschlossen, die Sache nicht hinhängen zu lassen, ging er nach Wien zum Kaiser, wo er auch alsbald vorgelassen wurde.

Nachdem der Winzer die Veranlassung seines Kommens angegeben hatte, fragte der Kaiser, ob er die rechtlichen Angaben seines Prozesses mit habe, und äußerte nach bejahender Antwort, er werde am besten thun, damit zum kaiserlichen Justizrath Schwarzin zu

gehen, und sie ihm zu geben. „Wär' es aber nicht besser, — wendete der ehrliche Landmann ein; — wenn Ew. Maj. ihn beauftragten, sich davon zu unterrichten?"

„Nein, mein Sohn, — entgegnete der Herrscher; — das verstehst du nicht. Die Sache muß ihren ordentlichen Gang gehen, und vorher kann ich nichts dafür thun. Geh nur zu ihm, höre was er sagt, und komm wieder zu mir"

Der Bauer ging also zum Justizrathe, wo er hörte, daß in der Angelegenheit durchaus Nichts entschieden werden könne, bevor sie ihm auf regulären Wege zugekommen sei. — Mit diesem Bescheid ging der Kläger wieder zum Kaiser, der ihn zur Geduld ermahnte, und versprach, sich der Sache annehmen zu wollen. Nach sechs Wochen war der Streit wirklich zu Gunsten des Winzers entschieden.

Im Allgemeinen sind die östreichischen Landleute ein guter Menschenschlag. Sie sind fröhlich, freigebig, ehrlich und rechtschaffen; die beiden letzten Eigenschaften haben indessen durch den Staatsbankerott und die geheime Polizei etwas gelitten. Bei ihnen ist größerer Wohlstand zu finden, wie in Böhmen und Polen. Freie Grundbesitzer sind sie, sobald die Frohnen und andern Feudallasten unter Mitwirkung der Regierung abgelöst worden sind. Ihre Gastfreundschaft übertrifft nichts; Jedermann ist bei ihnen nicht nur willkommen, sondern wird auch mit Zuvorkommenheit überhäuft. Der unersättliche Durst der Deutschen ist bekannt. Nichts Seltenes ist es,

einen östreichischen Bauer, während er Schinken und Rettig speist, ein und zwei Flaschen Wein austrinken zu sehn, ohne daß er sich berauscht; theils Gewohnheit, theils der leichte Wein verhindern das.

Wo viel getrunken wird, machen sie immer mit den geringen Qualitäten den Anfang, und schreiten zum Besseren fort. Viele dieser Weinbauern haben bis zu tausend Fässern Elfer und Sechsundzwanziger in ihren Kellern. Ueber die Franzosen klagen sie sehr, weil diese den Dreiundachtziger und Vierundneunziger ausgeleert haben. Mit ihren Weinschätzen zu prunken, macht ihnen das meiste Vergnügen, und man kann sich kaum vorstellen, was bei ihren Festgelagen aufgeht, unter die vorzüglich die Namenstage der Ortsheiligen gehören.

Die Fröhlichkeit und der Jubel haben nicht ihres Gleichen, mit denen diese Feste im eigentlichen Oestreich begangen werden. Jedes Dorf feiert sie alljährlich an zwei auf einander folgenden Sonntagen; eine Woche vorher schon werden durch die jungen Bursche des Orts die Zurüstungen getroffen.

Im nahen Walde wird der schlankeste Baum ausgewählt, von der Rinde und den Zweigen gesäubert, an der Spitze mit einer Fichtenkrone versehen, und mit den Symbolen des Landlebens behangen, so wie mit Aepfeln, Weinflaschen, Bändern u. d. m. Hierauf wird er in der Mitte eines von Festons und Guirlanden umgebenen Raumes aufgestellt. Jeder Bauer ladet dann seine Freunde aus den Nachbardörfern zum Feste, daß nach abgewartetem Hochamte mit einem

Mittagsmahle beginnt, welches mindeſtens aus zwanzig Gerichten beſteht. Um drei Uhr nach dem zweiten Gottesdienſte kommen die elegant gekleideten jungen Burſche zum Vorſchein, und ziehen in Maſſe zu den Höfen, wo ſich tanzbare Mädchen befinden, die ſie in Prozeſſion nach der in einen Tanzſaal verwandelten Laube führen. Hier ſpielt eine Muſikbande von zehn bis funfzehn Mann auf, die gewöhnlich von einem ſolchen Feſte zum andern zieht.

Die Muſikanten ſind gemeiniglich nicht ungeſchickt; es befinden ſich immer zwei Harfenſpieler dabei, aber kein Violen, ihre Muſik macht einen ſehr angenehmen Eindruck. Reizenderes wie Walzen kann es Nichts geben. Der hartnäckigſte Widerſacher dieſes Tanzes würde ſich einer gewiſſen Bewunderung der graziöſen Bewegungen der Tanzenden nicht enthalten können, ungeachtet nie ein franzöſiſcher Tanzmeiſter ihnen Unterricht gab. Man ermüdet nicht, ganze Stunden der ländlichen Freude zuzuſehn. Sind angeſehene Perſonen anweſend, ſo werden ſie immer eingeladen den Tanz zu eröffnen, was ſie nie abſchlagen.

Des Abends werden Lampen angezündet, und der Jubel dauert bis eilf Uhr. Dann werden die Tänzerinnen eben ſo galant nach Haus gebracht, wie ſie abgeholt worden ſind. — Ich befand mich gerade auf dem Schloſſe G—, das dem Grafen F— gehört, als in dem dazu gehörigen Dorfe ein ſolches Feſt gefeiert wurde. Die gräfliche Familie theilte eine halbe Stunde das ländliche Vergnügen, und die Bauern bedankten ſich durch eine Serenade für die genoſſene Ehre.

Sonderbar ist es, daß dieses Volk, eines der besten und menschlichsten in der ganzen Welt, wenn man seine Unmäßigkeit übersieht, so allgemein verachtet wird. Ich kann keinen andern Grund dafür finden, wie ihre blinde Unterthänigkeit, die die Oestreicher zur unbedingten Hingebung, und wenn sie irgend ein Amt bekleiden, zur übermäßigen Beobachtung ihrer Pflicht bewegt. Nicht ihre Laster und das Böse, was sie thun, macht sie verhaßt, sondern die ungeschickte, stupide Manier, mit der sie die Befehle ihrer Vorgesetzten ausführen. Nationalstolz kennt kein Oestreicher, also auch nicht die Tugenden, welche daraus entspringen. Vielleicht schreibt sich daher die Mißachtung, mit welcher sie von allen andern Volksstämmen betrachtet werden, welche das Kaiserthum bilden.

Von Sankt Polten, einer alten Stadt mit einem Bischofssitze, gewährt die Straße nach Wien einen schönen Anblick. Tausende isolirter Meierhöfe, unter Hainen von Obstbäumen fast verborgen, beleben ein Thal, dessen umliegende Höhen mit den herrlichsten Weingärten prangen. Weiterhin links, fließt die stolze Donau, und erheben sich waldige Berge, die bis an ihre Ufer hinreichen, während rechts die hohen Steyermärker Gebirge sich entwickeln. Mehrere Abteien fallen hier in die Augen, und geben eine große Vorstellung vom Reichthume der östreichischen Geistlichkeit. Wir besuchten die berühmtesten beiden, Loemmünster und Klosterneuburg. Erstere ist eine Anhäufung von Palais in halb italienischem, halb französischem Style. Sie enthält ein Seminar zur Erziehung der Jugend,

eine Bibliothek, Bildergallerie von großem Werth. Die Gemächer des Abts, so wie die der kaiserlichen Familie, sind außerordentlich schön.

Das interessantere, am linken Donauufer und viertehalbe Stunde von Wien, reizend gelegene Klosterneuburg ist ein schönes Baudenkmal, das aus der im Mittelpunkt stehenden Kirche, und zwei Flügeln besteht, welche durch Gallerien damit verbunden sind. Einer dieser Flügel ist für den Abt, der andere für die kaiserliche Familie bestimmt. Dahinter befinden sich die Wohnungen der Mönche. Die Tiefe dieses Gebäudes ist gerade so groß, wie die Höhe, seine Keller reichen zum Theil unter die Donau. Wir sahen einen mit Fässern beladenen, sechsspännigen Wagen hineinfahren und darin umwenden.

Die hier verwahrte Quantität Wein, welche theils aus den Besitzungen der Abtei, theils durch den Zehnten gewonnen wird, beträgt auf zwanzigtausend Pinten. Die Hälfte rührt vom Zehnten her, der auf zweihundert und funfzigtausend Gulden geschätzt wird. Davon kommt jedoch dem Abte und den Klosterleuten nur wenig zu Gute. Sie haben zwar die Verwaltung ihrer Güter, müssen aber der Regierung jährlich Rechnung ablegen und den Ueberschuß herausgeben, der nach Abzug dessen verbleibt, was ihnen ausgesetzt ist, nämlich zweitausend Gulden für den Abt, und dreihundert für jeden Mönch. Die Zahl derselben ist beschränkt, und sie machen sich auf Lebenszeit entweder zum Jugendunterricht oder zum Kirchendienst verbindlich.

Der Abt wird von den Mönchen gewählt, und ist der geistlichen Gerichtsbarkeit des Diözesenbischofes unterworfen, in weltlichen Dingen der Regierung, welche besondere Kommissarien dazu ernennt. Nach seiner Wahl setzen ihn diese auch ein, indem sie einen Ring, das Symbol seiner Würde, ihm an den Finger stecken.

Im Vergleich mit früheren Zeiten giebt es jetzt nur wenig Abteien in Oestreich, und alle sind auf eine und dieselbe Art verwaltet. Die, wo die Mönche ein beschauliches Leben führten, sind aufgehoben worden (durch Joseph), und ihr Vermögen zu dem Reserve-Fond geschlagen, aus welchem Pfarrer und Weltgeistliche besoldet werden. Die Bischöfe ernennt der Kaiser, ohne dessen Zustimmung auch keine päpstliche Bulle publizirt werden darf; sie stehen nicht nur unter der Provinzialregierung, sondern auch unter den Kreishauptleuten der Bezirke, wo ihre Diözesen liegen. Außerordentliche gottesdienstliche Feierlichkeiten, wie ein Te deum, Prozessionen u. d. m., werden nur mit Bewilligung des Kreishauptmanns, in Wien des Gouverneurs, begangen.

Ungeachtet die Bildung der Theologen in den Händen der Bischöfe ist, werden sie doch von der Regierung durch kaiserliche Kommissarien kontrolirt, und die östreichische Geistlichkeit ist dadurch in mancher Beziehung verhindert, Schaden zu stiften. Die Rechte der gallicanischen Kirche und des Königs von Frankreich sind Kleinigkeit gegen die Autorität, welche die östreichischen Kaiser über die Erzbischöfe, und was

daran und darum hängt, ausüben. Ein bloßer Titel gab dem Kaiser Joseph die Macht zu den von ihm vollbrachten kirchlichen Reformen.

Die östreichischen Kaiser sind nämlich als Könige von Ungarn geborne Legaten des heiligen Stuhles, und die mit dieser Würde verbundenen Vorrechte haben sie so gut zu benutzen gewußt, daß der mit der Religionspolizei beauftragte, kaiserliche Rath Lorenz mehr Gewalt hat, wie Erzbischöfe, Bischöfe und der Papst selber.

Als ein Beispiel der Nachgiebigkeit des päpstlichen Nuntius kann der Vertrag gelten, den der Hofrath Baron von Knorn, welcher seiner Vermählung wegen sich in die katholische Kirchengemeinschaft aufnehmen ließ, von ihm bewilligt erhielt. Da er eine Standesperson, und ein philosophischer, zum Skeptizismus geneigter Kopf war, so hielt man sein Aufgeben des reformirten Kultus für einen Triumph, und der Nuntius machte keine Schwierigkeiten ihm schriftlich, vor seinem Uebertritte in die römische Kirche folgende Punkte zu bewilligen.

1) Der Baron v. Knorn erklärt, die Heiligen nicht anrufen zu können. — Bewilligt.

2) Er glaubt nicht an's Fegefeuer. — Kann es halten, wie es ihm beliebt.

3) Er kann nicht alle Tage die Messe hören. — Vielleicht ist es ihm nicht zuwider es alle Sonntage einmal zu thun.

4) Er kann nicht beichten. — Soll es wo möglich über sich gewinnen es jährlich einmal zu thun.

Wir nahten uns auf der Straße von Klosterneuburg der berühmten Residenz der östreichischen Dynastie, welche abwechselnd das Hauptquartier römischer Legionen, deutscher Markgrafen und des kaiserlichen Hofes war. Wien mit seinen Wällen, welche die Stadt und die weitläuftigen Vorstädte rings herum zu schützen scheinen, gleicht dem östreichischen Kaiserthume, dessen weitläuftige Provinzen sich um das kleine, eigentliche Erzherzogthum gruppiren. Seine Paläste, engen, gekrümmten, verwickelten Gassen, tragen mehr den Charakter einer Politik, welche von hier ausgegangen zu sein scheint.

Dieses Haus ist eines der schlagendsten Beispiele, wie geringe Ursachen oft große Folgen bewirken. Ein schweizerischer Graf und gewaltiger Jägersmann begegnete auf einem seiner Ritte einem armen Geistlichen, welcher die Sakramente zu einem seiner Pfarrkinder tragen wollte, allein in seinem Wege sich durch einen Bach aufgehalten sah. Der Graf stieg sogleich vom Rosse, und bot es dem Gottesmanne ehrfurchtsvoll an, der es annahm, allein folgenden Tages seinem Eigenthümer wieder zustellen ließ.

„Gott soll mich bewahren, — rief aber der Graf aus; — daß ich mich ferner eines Thieres bedienen sollte, daß den Heiland getragen hat. Ich vermache es der Kirche und ihrem Diener."

Der arme Pfaff wurde Kapellan und Vertrauter des Kurfürsten von Mainz, und bekam Einfluß genug, über diesen geistlichen Fürsten, ihn zu bestimmen, den frommen Grafen den versammelten Wählern als Kan-

bidaten für den Kaiserthron vorzuschlagen. Nicht mächtig genug, um die Eifersucht großer Vasallen zu reizen, seiner militärischen Tapferkeit wegen in einer Zeit willkommen, wo ganz Deutschland von ritterlichen Abentheurern wimmelte, wurde er angenommen. So wurde ein Graf von Habsburg der erste Monarch der Christenheit.

Vom reichen Grafen ward er ein armer Fürst, wußte aber durch Vermählung seiner Töchter mit mächtigen Vasallen, und dann mit deren Beistand so glücklich zu spekuliren, daß er Ottokar von Böhmen um Oestreich brachte, dessen er sich nach dem Tode des letzten Herzogs aus dem Hause Babenberg bemächtigte. Nach vergeblichem Widerstreben ward Ottokar besiegt, und sein Tod auf dem Schlachtfelde sicherte den Habsburgern die erste ihrer Besitzungen, das Erzherzogthum Oestreich.

Rudolphs Nachfolger befolgten dasselbe System, und wurden dadurch allmählig, im Verlaufe von dreihundert Jahren, Gebieter der Königreiche Böhmen, Ungarn und mehrerer kleiner Provinzen, ja sogar des großen spanischen Reiches unter Karl V., dem mächtigsten Monarchen Europa's, der nach einer Universalmonarchie zu trachten wagte. Ohne hervorragende Charaktere, ohne das rechte Vertrauen der von ihr regierten Völker zu besitzen, und den wiederholten Aufständen zum Trotz, hat sich diese Familie nicht nur aus den ungeheuren Gefahren gerettet, die sie umgaben, sondern ist aus ihren häufigen Niederlagen mächtiger hervorgegangen, wie je.

Während die Grundveſten der Reiche wanken, wo Nation und Souverain auf's Engſte verbunden ſind, und liberale Ideen täglich weiter um ſich greifen, giebt ſich in dieſer großen Monarchie kaum ein Merkmal kund, das den Wunſch nach Emanzipation ausdrückt, als wenn die Nationen, welche ihr angehören, das Bedürfniß derſelben gar nicht empfänden. Wo die größten Genie's unterlagen, triumphirten die öſtreichiſchen Monarchen, indem ſie nur ganz gewöhnliche Mittel brauchten, und ohne verwickelte Kombinationen dennoch ihr Ziel ſelten verfehlten.

Viertes Kapitel.

Wien — Vorſtädte — Glacis — kaiſerliche Burg-Wachen — der Kaiſer.

Wien hat von der Seite, wo wir es betraten, wirklich etwas Impoſantes. Links fluthet die Donau, rechts liegt das ſtolze Schönbrunn, gerade vor die Kaiſerſtadt, aus deren Mitte ſich der Dom und der pyramidaliſche Thurm von St. Stephan, unter dem Schutze des Doppeladlers erhebt.

Die Häuſer in den Vorſtädten ſind gewöhnlich ein oder zwei Stockwerk hoch, und mit Gärten umgeben. Die Mauern ſind weiß, grün oder gelb übertüncht, wodurch ſie viel Aehnlichkeit mit engliſchen Häuſern erhalten. Je weiter man kommt, je höher werden aber die Gebäude, ſie ſteigen auf drei Stock und

ſchließen ſich zuletzt an eine Kirche, oder einen der Stadt zugekehrten Palaſt. Zwiſchen jener und den ſechshundert Ruthen abgelegenen Vorſtädten, führen viele Alleen zu den zwölf Thoren der Stadt, in die man hier durch das Burgthor kommt, deſſen auf Napoleon's Geheiß abgetragene Wälle, in Gärten verwandelt worden ſind.

In Wien iſt nicht die Hand des Genies zu ſehn, wie in Paris, wo Alles, was die Schönheiten der Baukunſt glänzen machen, und einen guten Effekt hervorbringen kann, mit Geſchmack und Umſicht benutzt worden iſt.

Das kaiſerliche Schloß, dem man die Jahrhunderte anſieht, ſteht im ſonderbaren Kontraſte mit den modernen und glänzenden Gemächern der kaiſerlichen Kanzlei, giebt aber zugleich Zeugniß vom Stolze des Souverains, der dieſe alte Reſidenz der Kaiſer jedem anderen, prächtigeren Palaſte vorzieht. Das Innere iſt prachtvoll, und der Pomp und Luxus von ſechshundert Jahren findet ſich in den Zeremonien und den Koſtüms dieſes ſtolzen Hofes gleichſam verſchmolzen.

Ein Piket Grenadiere und vier Kanonen deuten an, daß man ſich vor der Pforte zu den kaiſerlichen Gemächern befindet. Eine doppelte Einfahrt führt zu einer ſchönen Treppe, die in den Saal der Wachen mündet, wo die deutſchen und ungariſchen Garden ſich befinden. Die erſtere trägt die Uniform der Infanteriemajors, weiß mit rothen Aufſchlägen, dreieckige Hüte mit goldenen Agraffen und Schnüren, die andere prächtige Huſarentracht, Kalpacks von Tigerfell,

alles mit Goldstickerei und Goldschnüren bedeckt. Sie besteht aus funfzig Edelleuten, wird vom Prinzen Esterhazy kommandirt, und ist gewiß die schönste in der Welt.

Aus diesem glänzenden Raume kommt man in den Saal der Pensionairs, deren gelbe und schwarze Kleidung an das altdeutsche und altspanische Kostüm erinnert. Nun kommt der Allgemeine- oder Audienzsaal, und dann das Pagenzimmer, deren Uniform roth mit Silber ist. Einige Schritte weiter führen in den Kammerherrnsaal, von denen beständig zwei im Dienste sind. Man erkennt sie an einer kleinen goldenen Kugel auf der Achsel, und einem Schlüssel desselben Metalles.

Eine Idee des ungeheuren Personales an diesem Hofe kann man sich machen, wenn man weiß, wie ungemein zahlreich die Dienerschaft ist. Es giebt allein fünfundzwanzig Leibkutscher, fünfunddreißig Kammerdiener und funfzig Bediente, die einzig für die Person des Kaisers bestimmt sind.

Unmittelbar an das Gemach der Kammerherren stößt das Kabinet des Kaisers, das grün tapezirt ist, und zwar in einem reichen, aber einfachen Style. An einem Tische von Acajouholz sitzt hier ein sehr hagerer Mann, von mittlerer Größe; er stützt sich auf den rechten Arm. Es ist der Kaiser Franz. Während seiner ganzen Regierung hing dieser Fürst viel von seiner Umgebung ab. Seit seiner Thronbesteigung im Jahre 1792 bis 1811, wo M — volle Gewalt erhielt, folgte er unabänderlich den Grundsätzen seiner

Vorgänger, und den Ansichten der einflußreichen, östreichischen Oligarchie. Mit Festigkeit, ja Hartnäckigkeit stemmte er sich gegen die Franzosen, und nicht verlorne Schlachten, nicht Verrath konnte ihn andern Sinnes machen. Natürlich unterstützte ihn dieselbe Oligarchie, die einsah, daß nicht nur ihr Vortheil, sondern selbst ihre Existenz vom Ausgange des Kampfes abhänge.

Während dieser langen Zeit, wo seine Generale geschlagen wurden, nach den Unglückstagen von Marengo und Ulm wo seine Alliirten, die Russen und Preußen ihn verließen, verlor der Kaiser nie seine unerschütterliche Ruhe und Fassung. Kaum eine Spur von Gemüthsbewegung erschien auf seinem Angesicht, und seine Privatbeschäftigungen litten keine Unterbrechung. Er fabrizirte sein Siegellack, besorgte seine Tauben, spielte seine Violine so regelmäßig, wie er die laufenden Geschäfte während seiner Anwesenheit in Wien besorgt. Wie ein Mann, dessen Diener ein Dutzend Flaschen Champagner zerbrochen hat, seinem Kellermeister sagt, er solle ein anderes herbeischaffen, so ist der Kaiser ganz der Mann dazu, der unerschrocken nach verlornen Schlachten und gefangenen Heeren, seinen Ministern befiehlt, neue Soldaten auszuheben.

Der Ausgang der unglücklichen Schlacht von Marengo entflammte den Eifer seiner Unterthanen; sie wollten sich rächen. In Masse erhob sich die östreichische, böhmische und mährische Jugend, und trug ihre Dienste zur Abwehr des Feindes an. In einem Trupp zusammen gezogen, der den Namen Aufgebot

des Erzherzogs Karl führte, und bei dem sich sechshundert Prager Studenten befanden, die zum Theil von Adel und aus den besten Familien waren; fühlte sich der Kaiser gedrungen, auf Verwendung des Erzherzogs sie die Revue passiren zu lassen, und einige freundliche Worte an sie zu richten.

Diese Revue fand zu Budweis in Böhmen Statt, und was sagte ihnen der Kaiser? „Ah! Sie halten sich recht gut; hätt' es nicht geglaubt. Ich freue mich indessen, Euch nicht mehr zu bedürfen. Wir haben Friede und so könnt Ihr alle wieder nach Hause gehn." Er gäb dann Befehl, daß jedem dieser jungen Soldaten ein neugeprägter Gulden verabreicht werde.

Es ist schwer zu begreifen, wie Franz bei so wenig ermunterndem Benehmen, einen Kampf wie den von 1809 bestehen konnte. Gewiß ist es gerade diese Epoche, welche über die moderne Geschichte Oestreichs den meisten Glanz verbreitet. Sie giebt einen Maaßstab von dem was dieser Staat leisten könnte! Ueber sechszigtausend Streiter wurden ausgehoben, exerzirt und unterhalten allein auf Kosten des Adels der verschiedenen Provinzen. Seine Anstrengungen waren eben so großartig, wie die der ganzen Nation.

Der Schmuck der Kirchen, die Silbergeschirre und Kleinodien des Adels, das Silber der mittleren Klassen, alles wurde ohne Murren aufgeopfert, um die Kriegskosten zu decken. Die Schlacht bei Aspern feuerte den Muth noch mehr an, und erregte einen Enthusiasmus, daß selbst der Kaiser sich herab ließ, seinem Volke und

seinem Heere zu danken. Die rasch darauf folgende Schlacht bei Wagram fiel unglücklicher aus. Der vom Erzherzog Karl entworfene Plan ist bekannt genug: er wollte mit dem unter seinem Kommando stehenden Heere, und dem des Erherzog's Johann, Napoleon einschließen und wo möglich vernichten. Der Kampf begann mit großer Wuth von beiden Seiten. Der rechte Flügel, unter Erzherzog Karl gewann Terrain, der linke aber, an welchen sich der Erzherzog Johann anschließen sollte, wurde gedrängt und zurückgeschlagen. Aengstlich sah alles auf die Straße nach Preßburg, wo Johann herkommen sollte.

Franz II. befand sich in seinem Hauptquartiere Wolkersdorf und speis'te ruhig zu Mittag, als ein Adjutant ihm die Meldung machte, daß der Erzherzog nicht gekommen und die Armee im vollen Rückzuge sei. „Hab' ich's Ihnen nicht gesagt," sprach der Kaiser zu seinem Adjutanten Baron O...., und stand von der Tafel auf; „Johann werde uns im Stiche lassen und wir würden die Zeche bezahlen müssen?" — Er stieg sofort mit unerschütterlicher Ruhe in seinen Wagen.

Gewisse Einflüsterungen über die Absichten des Erzherzogs Karl bestimmten den Kaiser, ihm gleich nach der Schlacht den Armeebefehl zu nehmen, und einen nachtheiligen Frieden zu schließen.

Nachdem die Differenzen mit Napoleon ausgeglichen waren, brauchte man Adel und Armee nicht weiter, und die Belohnungen, welche ihnen zuerkannt wurden, waren geeignet, auch die enthusiastische Tapferkeit in Zukunft niederzuhalten. Das Privilegium mit Ta-

back zu handeln, welches einige Tausend Plebejer und alte Weiber zeither besessen hatten, ward ihnen genommen und auf die Offiziere übertragen, die sich in der Campagne hervorgethan hatten. Ließ man den Adel auch nicht ganz unberücksichtigt, so ward er doch so behandelt, daß er mehr wie einmal seine Hingebung bitter bereute.

Des Kaisers Eingehen in die Pläne seines Schwiegersohnes war ganz gegen M — s Ansichten; Napoleon aber war zu wenig Hofmann, um seinen Schwiegervater und dessen Rathgeber zu durchschauen. Man erzählt sich von ihrer Anwesenheit in Dresden, daß ihn Napoleon am Tage nach seiner Ankunft daselbst besuchte. Mit der ihm eigenen Kürze trug er ihn Schlesien gegen den Theil von Polen an, welcher damals unter östreichischer Botmäßigkeit stand. M — war im Nebenzimmer und ward herbeigerufen, als die Discussion sehr lebhaft wurde. Da sagte Franz II. in deutscher Sprache zu ihm: „nein M —, das kann nicht sein. Ich brauche Schlesien nicht und mag Polen nicht abtreten. Sagen Sie ihm, mir gefiele die Art zu verfahren nicht. Bekommen wir heute auch Schlesien, so will er's in vierzehn Tagen wieder haben, wie es dem armen König von Preußen gegangen ist. Er hält seine Versprechungen nicht. Triest hab' ich auch noch nicht wieder, so wenig wie die andern versprochenen Plätze."

Was sagt er?" fragte Napoleon, der den östreichischen Dialect nicht verstand. „Nichts, Sire," versetzte M — mit einer tiefen Verbeugung, „ausgenom-

men, daß mein Gebieter mir auftrug, Ew. kaiserl. Majestät seiner aufrichtigsten und unverbrüchlichsten Anhänglichkeit zu versichern."

In Folge der getreuen Alliance, welche zwischen den beiden Souverainen geschlossen wurde, ging der Fürst Schwarzenberg mit dreißigtausend Mann nach Polen und agirte so geschickt, daß unter den fünfmalhunderttausend Mann, welche mit den Hülfstruppen Napoleons Armee ausmachten, er allein mit seinem Contingente mit heiler Haut davon kam, und den Russen besser gedient hatte, wie den Franzosen.

Eine wichtigere Stellung kann nie ein Monarch eingenommen haben, wie Franz II. im Jahr 1813. Als Alexander und Friedrich Wilhelm in Prag ankamen, waren ihre Armeen bei Großbeeren und Bautzen geschlagen, ihre Rüstungen kaum begonnen, alle preußische Festungen, Danzig inbegriffen, noch in Napoleons Händen. Seinen siegreichen hundert und funfzigtausend Mann konnte nur eine, um zwei Drittel schwächere Masse entgegengestellt werden.

Wellingtons Fortschritte in Spanien brachten andererseits Napoleon in eine kritische Lage, und er, der unter jedem andern Verhältnisse Franz II. nicht nachgegeben hätte, war nahe daran, sehr gefällig zu sein. Ganz Deutschland befand sich in Gährung, und bemühte sich, ein auf ihm lastendes Joch abzuwerfen. Europa's Schicksal lag in seiner Hand. Auf welche Seite er sich wendete, wenn er Festigkeit entwickelte, erwarb er sich dauernde Dankbarkeit. Es stand damals in seiner Macht,

das Bollwerk Europa's zu werden vnd lag im Interesse Aller, seine Macht nicht zu schwächen. Anstatt aber das Haupt der Coalition zu werden, überließ er sich den Rathschlägen M—, und trat auf Alexanders Seite. Bis zur Einnahme von Paris hielt dieser hinter dem Berge, dann aber wechselte er die Rolle und Napoleon war entthront, bevor Oestreich noch daran dachte.

Rußland erndtete in der That allein die Früchte dieses Kriegs, indem es einen furchtbaren Nebenbuhler entwaffnete, seine Alliirten England, Oestreich und Preußen ungeheuer schwächte und sich dadurch den Weg zur Universalmonarchie bahnte. So geschah es, daß Oestreich, nachdem es den Gemahl seiner Kaisertochter getäuscht, und sie und ihren Sohn aufgeopfert hatte, seinerseits durch Alexander zu kurz kam.

Gegen Rußland völlig blos gegeben, erfand indessen der an Auskunftsmitteln reiche Minister die heilige Allianz. Alexander hielt nichts davon, betrachtete aber den Bund als ein nützliches Werkzeug und erklärte sich zum Oberhaupt derselben.

Franz schien keine nähere Bekanntschaft mit John Bull machen zu wollen, sondern kehrte in seine Residenz zurück, während Friedrich Wilhelm und Alexander sich nach England begaben. In Wien richtete man sich unterdessen auf ihren Empfang ein, der im Style des viel bekannten Saus und Braus bereitet ward.

Millionen wurden sogleich für Prunkwagen und Kostüms ausgegeben, die alte Pracht wieder eingeführt.

Auch ſtrenger wurde der Kaiſer, eine Veränderung, die ſeinen eigenen Unterthanen auffiel; obgleich ſie ſich nicht weiter darüber aufhielten, theilten ſie doch nicht die Vorliebe für abſolute Herrſchaft ganz und gar. Die Tyroler waren die erſten, welche die Sache zur Sprache brachten.

Es iſt dieſen Bergbewohnern eine Einfachheit, geiſtige Kraft und wahrhafte Charaktergröße eigen, die ſie weit über die heutigen Schweizer ſetzt. Als Andreas Hofer, deſſen Andenken allen ſeinen Landsleuten Thränen koſtet, nach der Niederlage der Baiern bei Schwezingen in Innsbruck war, verſammelten ſich Bürger und Studenten vor ſeinem Quartier, um ihm eine Serenade zu bringen. Eine Deputation begab ſich zu ihm, um ihm dieſes Vorhaben mitzutheilen. Sofort trat Hofer mit entblößtem Haupte heraus, und redete die Menge folgender Geſtalt an:

„Höret, vielgeliebte Mitbürger, wir wollen uns nicht mit eitlen Dingen beſchäftigen. Laſſen wir das Singen und Muſiciren, und fallen nieder auf unſere Knie, um den Ewigen anzurufen, daß er uns die Kraft geben möge, deren wir in dem ungleichen Kampfe bedürfen, in den wir verwickelt ſind.“ — Nach dieſer Ermahnung warf er ſich, den Roſenkranz in der Hand, auf ſeine Knice nieder, und die ganze verſammelte Menge folgte ſeinem Beiſpiele. Nie ward vielleicht inniger und aufrichtiger gebetet. Einige Stunden ſpäter verkündete der ferne Donner der Kanonen, daß Hofer mit dem Feinde zuſammen gerathen ſei.

Als Tyrol wieder unter öſtreichiſche Botmäßigkeit

gekommen war, merkte es mit Hülfe von neuen Abgaben und einer Menge Zollwächter bald, daß die fremde Herrschaft am Ende minder drückend gewesen sei. Es ward also eine Deputation, bestehend aus zwei Prälaten, zwei Adeligen und zwei Bauern nach Wien gesandt, um eine Aenderung ihrer Regierung und die alte Konstitution des Landes zu erbitten. Der Bauernstand hat noch das Privilegium, den Kaiser duzen zu können, der übrigens die Bittsteller nicht sehr freundlich empfing. Seine Antwort ist für unsere moderne und liberale Zeit zu wichtig, um sie nicht anzuführen. „Eine Konstitution wollt Ihr also?" — sagte er. „Ja, Franz!" versetzten fest die beiden Landleute, während ihre Adeligen und geistlichen Genossen sich tief verbeugten.

„Ueberlegt's Euch," — fuhr er fort, — „mir ist es gleich, ich will Euch eine Konstitution geben. Ihr müßt aber wissen, daß die Soldaten mir gehorchen, und wenn ich Geld bedarf, daß ich Euch nicht zweimal fragen werde, ob Ihr mir welches geben wollt. Eure Zungen, rath' ich Euch aber, etwas im Zaume zu halten." — „Wenn Du so denkst," — meinten die bestürzten Landleute, — „so ist es besser, wir haben keine Konstitution." — „Das mein ich' auch," schloß der Herrscher.

Die Petitionen oder vielmehr Forderungen der Ungarn sind noch ernsterer Art. Das regierende Haus ist von dieser stolzen, adeligen Nation nie sehr geliebt worden. Franz II. gewöhnliche Manieren und die Einfachheit, welche die Oestreicher so bewundern, und die so wohl be-

rechnet iſt, ihnen ihre Laſten vergeſſen zu machen, iſt jenen ein Stein des Anſtoßes. Gereizt von ihrer, ſeit Joſeph II. fortwährend wachſenden Unzufriedenheit, ſtützten ſie ſich auf ihre Rechte und nahmen nur ſchwachen Theil an den öſtreichiſchen Kriegen. Selbſt 1809 konnte die Regierung nur mit Mühe eine anſehnlichere Rekrutirung bewilligt erhalten, als zu dem gewöhnlichen Kontingente nöthig waren.

So lange indeſſen der Krieg dauerte, und der Kaiſer ſich vom Einfluſſe ſeines Adels leiten ließ, drückten die Ungarn, zu den verſchiedenen Eingriffen in ihre Rechte, ja ſelbſt zu der Suspenſion der Landtage die Augen zu. Seitdem jedoch M — an der Spitze der Verwaltung ſteht, haben ſie einen andern Ton angeſtimmt. Die Ariſtokratie iſt unzufrieden mit den Eingriffen in ihre zeitherigen großen Vorrechte; die Beſtimmtheit, mit welcher die Befehle aus Wien abgefaßt ſind, gefällt ihr nicht. Freilich wird aber Ungarn gleichzeitig wie ein der öſtreichiſchen Monarchie fremdes Land behandelt, ſeine Gränzen ſind mit Zollinien geſperrt und dergleichen mehr.

Auf den Verſammlungen der Reichstage herrſcht jedoch eine freie Sprache, die natürlich oft unangenehm in die Ohren eines abſoluten Herrſchers klingt. Als den Abgeordneten einmal tadelnd bemerkt wurde, ſie wären nun vier Wochen beiſammen, ohne etwas ausgemacht zu haben, erhob ſich der Graf P...., und verſetzte: ſeit den dreißig Jahren, daß die jetzige Regierung beſteht, hat ſie noch nichts für uns gethan.

Achtung vor dem Alter und die langjährige Ge-

wohnheit, wird aber auch dieſe Nation in den gehörigen Schranken halten, ſo lange Franz II. lebt. Sein Nachfolger wird aber mit den ungünſtigen Folgen des Unrechts zu kämpfen haben, das ſie ſeit funfzig Jahren erlitten zu haben meint. Indeſſen geht auch in andern Theilen des Reiches durchaus nicht Alles nach Wunſch; überhaupt giebt es keine Monarchie, deren innerer Zuſammenhang gleichzeitig ſo zarter und verwickelter Natur iſt.

Bekanntlich gründen ſich die Rechte Oeſtreichs auf ſeine Länder, das eigentliche Oeſtreich, Italien und Polen ausgenommen, auf Verträge. Die Zuneigung von Völkern und Fürſten war weniger auf die Gewalt des Schwertes, als auf Treue und Glauben baſirt. Alte Sitte und Herkommen wurden daher von vielen Monarchen geachtet, und dieſe Prinzipien brachten ihnen ſelbſt den größten Nutzen. Sie retteten Ferdinand VII., machten Wallenſteins Entwürfe ſcheitern; ſie befeuerten den Enthuſiasmus der Ungarn und erhielten durch ihn Maria Thereſia. Joſeph II. Neuerungen hätten ihn beinahe um Ungarn, ſein ſchönſtes Königreich, gebracht. Franz hat ihnen ihre alte Konſtitution gelaſſen, aber unter ſeiner Regierung iſt die geheime Polizei entſtanden.

Joſeph II. ließ eines Tages ein Pasquill auf die Regierung, das an ſeinem Schloſſe, allein ſehr hoch, angeſchlagen worden war, niedriger ankleben, damit es Jedermann leſen könne. Seine Regierung war durchaus nicht despotiſch. Die Tribunale der Provinzen, von den Gouverneurs präſidirt, vertraten den Souve-

rain, ernannten Beamte, die vom Kaiser bestätigt werden mußten, und übten eine angemessene Autorität. Die Gerichtshöfe waren ganz unabhängig; Universitäten, Kollegien und Gymnasien behielten bis 1811 eine Art von eigener Jurisdiction. Der Einfluß, welchen die Nation auf die Regierung übte, war zwar im Ganzen sehr gering, indessen schmeichelte er doch dem Stolze Aller. Wenn im siebenjährigen Kriege Maria Theresia ihre Zuflucht zu den Kirchengütern nahm, so vergütete sie gewissenhaft Alles wieder, was ihr geliehen worden war. Die Abgaben unter ihrer Regierung waren unbedeutend mit denen in andern Ländern, und die während des Krieges aufgelegten, wurden nachher wieder aufgehoben. Es herrschte überall eine Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, die jetzt nur selten noch zu finden ist. Ueberall zeigten sich Spuren einer väterlichen Hand, selbst wo es galt, Wunden zu schlagen. Das Volk war glücklich, genoß eines friedlichen Lebens, ungeachtet die Monarchie hinter dem Jahrhunderte zurückblieb.

Seit 1811 sind viele Versprechungen unerfüllt geblieben. Der wiederholten Bankerotte ungeachtet, welche das Papiergeld zuerst auf ein Fünftel, dann auf ein Drittel seines frühern Werthes herabdrückten, hat Oestreich doch immer noch nur Papiergeld, und mag es zehnmal Metalique heißen, sein Werth ist darum doch schwankend. Die Abgaben, welche verheißenermaßen nach dem Kriege gemindert werden sollten, sind dieselben geblieben, und lasten schwerer, wie je. Der Handel will nirgends recht fort, weil Oestreichs Po-

litik die Straßen nach Ungarn und Deutschland gewissermaßen sperrt, und die bei den Kirchengütern gemachten Anleihen sind noch nicht wieder erstattet.

In einem Lande, wo persönliche Neigungen und religiöse Treue die hauptsächlichsten Bande sind, welche das Volk an den Thron fesseln, ist es keine Kleinigkeit, solche Mittel und Wege eingeschlagen zu sehen. Behaupten zu wollen, die dem östreichischen Szepter unterworfenen Länderbewohner wären unempfindlich oder gleichgültig gegen die Art und Weise, wie sie regiert werden, wäre absurd. Nach dem östreichischen Beobachter darf man sie nicht beurtheilen, und eben so wenig nach dem Urtheile Reisender, die ihre Beobachtungen im Wirthshause anstellen, wo zahllose Spione sie umschwärmen.

Böhmen, Mähren, Ungarn und Polen sind nicht mit den Engländern, ja nicht einmal mit den Deutschen (wirklich nicht?) in Hinsicht ihrer Civilisation zu vergleichen, allein sie besitzen unendlich mehr Charakter und Patriotismus, wie die Letzteren. Um die Jugend eines Reiches von dreißig Millionen auf einen Grad von Idiotismus herabzubringen, wie er jenem System zusagt, ist es nicht genug, probemäßige Schulbücher in Wien zu drucken, und durch's ganze Land an alle Kollegien und Bildungsanstalten zu verschicken, man mußte auch, wie es an den Universitäten von Prag, Wien, Ollmütz und Laybach geschehen ist, selbstständige und erfahrene Lehrer, die es mit der Wissenschaft ehrlich meinten, durch unterthänige Diener ersetzen.

Die Bestürzung, welche jene Maßregel hervorbrachte, und der Mißkredit, in den die Regierung dadurch gerieth, wird so leicht nicht vergessen werden. Die jungen Leute revoltirten und wurden zur Strafe in die Regimenter gesteckt, welche ihre Standquartiere im Bannat haben.

Um die Zügel der Gewalt noch fester in den Händen zu haben, ward in Wien die Aufhebung der frühern Autorität der Provinzialregierungen und Tribunale erklärt; sie können jetzt nicht mehr über zehn Thaler verfügen, ohne beim Ministerium anzufragen. Was sind aber die Folgen eines solchen Systems? Nicht etwa eine Centralisation, welche den Gang der Geschäfte fördert, dem Gehorsam zu Hülfe kommt, sondern Unzufriedenheit der Vornehmen und der Provinzen, Mißbräuche und eine solche Konfusion, daß sich Niemand einen richtigen Begriff davon zu machen weiß.

Das Raisonnement der Landleute, welche im Stande sind, die Patente und Dekrete der Regierung zu lesen, und dabei zu bemerken, wie wenig von dem in Erfüllung geht, was versprochen wird, ist einfach aber bündig. Sind sie auch keine Finanziers und wissen sie nichts von den Uebereinkünften mit den Gebrüdern Rothschild, so empfinden sie doch die Folgen davon. „Das Vermögen unserer Kirchen ist drauf gegangen, — wir zahlen noch eben so starke Abgaben, wie sie anfänglich nur auf die Dauer von zwei Jahren aufgelegt worden sind, unser Papiergeld wechselt alle Tage mit seinem Werthe; haben wir heute einen Gulden, so ist er morgen vielleicht um

dreiviertel weniger geworden." Die eigentlichen Oeſtreicher ſind indeſſen ihrem Kaiſer ganz mit jener Aufrichtigkeit zugethan, welche die alten Deutſchen auszeichnete und ſie an ihre Fürſten kettete, ſie mochten Fehler haben, ſo viel ſie wollten. Aber deſſen ungeachtet meinen ſie: „unſer Franzel iſt ein guter Mann, hat uns aber oft unrecht gethan."

Im Mähriſchen, wo des Regenten Perſönlichkeit nicht in Betracht kommt, und man nur nach ſeinen Dekreten urtheilt, redet man gleichgültig von ihm, oder gar nicht, während man in Böhmen eine große Anzahl unerfüllt gebliebener Zuſagen anzuführen weiß. In Wien iſt dieſe Stimmung der Völker nicht unbekannt, und dieſem Grunde iſt hauptſächlich die ſtrenge Wachſamkeit zuzuſchreiben, welche über alle Unterthanen verhängt iſt; ferner kommen auf ihre Rechnung die Reiſen nach Böhmen und Ungarn, die Verminderung der Abgaben in dieſen Ländern, und der Wunſch, den Erzherzog Franz Karl hier ſuccediren zu ſehen, der an der Donau für geeigneter gilt, wie der Kronprinz, dem ſich bereitenden Sturme die Spitze zu bieten.

Das Volk, von ſo manchem höhern Beiſpiele zur Unzuverläſſigkeit verleitet, bewegt ſich in einer trüben, ſchweigſamen Sphäre. Die lange Gewohnheit, zu gehorchen, und ein gewiſſer Reſpekt vor dem Alter des Regenten, werden bei ſeinen Lebzeiten die gegenwärtige Unterwürfigkeit ſichern. Der Druck der öffentlichen Laſten iſt aber zu ſtark, die Unordnung, welche im Finanzdepartement herrſcht, zu groß, die Hülfsquellen der Erbſtaaten ſind zu erſchöpft, um die

Fortdauer des dermaligen Zuſtandes noch lange Jahre erwarten zu laſſen.

Die geheime Polizei iſt ſo über das ganze Land verbreitet, daß Hütte und Palaſt gleichmäßig unter ihrer Obhut ſtehen. — Um eine Anſtellung zu erhalten, iſt vor allem eine unbegränzte Anhänglichkeit an die Perſon des Kaiſers nöthig. Oeffentliche Beamte giebt es weit über ſechszig Tauſend. Bei Ernennungen geben ſtets die Regiſter der geheimen Polizei den Ausſchlag. Subalternen ſind in unzähligen Maſſen vorhanden, eine nothwendige Folge des Schlendrianſyſtems, welches in allen Zweigen der Verwaltung herrſcht. Die alte Bank in einem, hundert Stunden von der Hauptſtadt entfernten Kollegium, darf nicht ausgebeſſert werden, ohne daß der Kreishauptmann um ſeine Zuſtimmung angegangen, und von ihm darüber an die Provinzialregierung berichtet worden iſt. Dieſe berichtet wieder an höhere Behörden, bis endlich durch die fünfte und ſechste Hand der Antrag dem Kaiſer ſelbſt vorgelegt wird. Dieſer Gang der Geſchäfte erfordert natürlich eine Menge Schreiber und hat eine Titulatur geſchaffen, wie ſie in Europa vielleicht einzig daſteht. Daß andererſeits, wer nur kann, darnach ſtrebt, ein Aemtchen zu erhaſchen, iſt ebenfalls natürlich; in den öffentlichen Beutel greift gern ein Jeder, und der leichteſte Weg iſt blinde Ergebenheit gegen den Souverain. Dieſes Syſtem hat aber gleichzeitig eine ſolche moraliſche Verworrenheit herbeigeführt, daß man mit Erſtaunen ſieht, wie im Oeſtreichiſchen das l'état c'est moi weiter ausgebildet worden, wie irgendwo.

Es liegt nicht an der Verwaltung, wenn das Volk noch nicht ist, was es vielleicht einst sein wird, wenn es in diesem Gleise fortgeht, nämlich das feilste und hinterlistigste Volk in der Welt. Die öffentliche Erziehung der Jugend, die Art des Benehmens der Beamten, die geheime Polizei, kurz Alles vereinigt sich, eine politische und moralische Degradation zu bewirken. Hier herrscht man despotischer, wie irgendwo: ohne Ansehen der Person wird eingekerkert, wer Aergerniß dem höchsten Willen giebt; widerspenstige Schüler und Studenten werden väterlich als gemeine Soldaten an die türkische Gränze geschickt. Dabei fährt der Kaiser in seinem alten grünen Wagen, mit zwei Pferden, in einen alten braunen Mantel gehüllt und einen alten Hut auf dem Kopfe, durch die Wiener Gassen, grüßt rechts und links freundlich, und sieht man ihn sich mit seinem Großkammerherrn Grafen Wrbna unterhalten, so sollte man nicht glauben, daß dieser Herrscher jener strenge Regent sein könne. Auch ist er's wohl nicht, und es kommt mehr auf seine Rechnung, als billigerweise darauf kommen sollte.

Man erzählt sich indessen, daß ungeachtet der scheinbaren Vertraulichkeit, welche am Wiener Hofe unter der Regentenfamilie herrsche, in Wahrheit viel gegenseitiges Mißtrauen Statt finde. Weder der Bruder des Kaisers, noch Prinz Karl, oder sein Sohn der Kronprinz, dürfen sich um öffentliche Angelegenheiten kümmern, die sie nicht unmittelbar betreffen.

Der Erzherzog Rainer, Vicekönig von Italien, ist

von allen ſeinen Brüdern derjenige, welchem er am meiſten zugethan iſt. Auf den Erzherzog Karl iſt man eiferſüchtig, der Erzherzog Johann iſt zu gelehrt und der Erzherzog Palatin zu ungeſtüm. Als Letzterer um Erlaubniß zu ſeiner dritten Heirath bat, verſetzte ihm der Kaiſer mit gerunzelter Stirn: „es mag ſein, allein ich werde ſelbſt für ihrer Zukünftigen langes Leben beten, denn ich erwarte, Sie nachher eine Jüdin heirathen zu ſehen.“

Ungeachtet der Kaiſer ſeine Gemahlin ſehr zu lieben ſcheint, und man ihn oft ſagen hört: jetzt bin ich glücklich! beſitzt ſie doch nicht den mindeſten politiſchen Einfluß. Als er ſie zum erſten Mal ſah, ſoll er ſeinem Oberkammerherrn zugeflüſtert haben: „na, die ſieht doch nicht aus, wie in vierzehn Tagen ſterben.“

Der Kaiſer ſteht gewöhnlich um ſechs Uhr auf, frühſtückt um ſieben, expedirt Regierungsangelegenheiten, oder giebt Audienzen bis um ein Uhr. Dann fährt er in ſeiner Kaleſche aus, wo ihn manchmal die Kaiſerin begleitet, häufiger aber ſein Günſtling, der Oberkammerherr, oder ſein Adjutant Baron Rutſchard. Um vier Uhr geht es zur Tafel; die Mahlzeit beſteht gemeiniglich aus fünf Schüſſeln und einem Deſſert. Der Kaiſer trinkt Waſſer und zuletzt ein kleines Glas Tokayer.

Nach aufgehobener Tafel ſieht Se. Maj. nach ihren Blumen und nach den Tauben, und fehlen einige derſelben, ſo wird böſes Wetter. Um ſechs Uhr trinkt er Kaffee, welchen die Kaiſerin immer im Pavillon des neuen kaiſerlichen Gartens ſelbſt bereitet. Sie iſt ſehr

einfach gekleidet, und gefällt sich, bei ihrem Gemahl die Pflichten einer Hausfrau und Wirthin zu versehen. Die Zeit bis zum Abendessen wird mit Musik verbracht; der Kaiser spielt Trio's mit einem seiner Favoriten und einem andern Höflinge.

Als Familienvater kann Franz **II.** wirklich nicht genug gerühmt werden, und es giebt in seinem ganzen Reiche keine respektablere Haushaltung. Von den Prinzen hat Jeder ein Handwerk erlernen müssen. Der Kronprinz z. B. ist ein Weber, die Erzherzoge sind Tischler und Zimmerleute. Jede Art von Galanterie ist ihnen auf das Strengste untersagt, und eine berühmte Schönheit, welche so indiskret war, dem Prinzen S—, Schwiegersohn des Kaisers, im Theater einen guten Abend zu bieten, wurde deshalb eingesperrt, der Prinz aber bekam einen Verweis. Für seinen zweiten Sohn, Franz Karl, scheint der Kaiser besondere Vorliebe zu hegen, allein noch lange nicht so viel, wie für den Herzog von Reichstadt; man sollte glauben, er wolle ihm das seinem Vater verursachte Unglück vergessen machen.

Dieser junge Prinz ist sehr wohl gebildet, und von Charakter seinen Eltern auffallend ähnlich. Ueber sein Antlitz lagert ein unaussprechlich melancholischer, nachdenklicher Schatten. Ohne die innigste Theilnahme kann ihn Niemand betrachten. Jene Einfachheit und familiäre Behaglichkeit, die an den östreichischen Prinzen wahrgenommen wird, ist ihm nicht eigen, allein mehr Würde und Adel im Benehmen ist nirgends zu finden.

Mit uns waren zwei preußiſche Offiziere nach Schönbrunn gekommen, und wünſchten ihm vorgeſtellt zu werden. Sein Kammerherr wieß ſie rund ab, als der Prinz aus ſeinen Gemächern trat und auf die große Treppe zuging, um mit ſeinem Gouverneur auszureiten. Er blieb einen Moment vor den Offizieren ſtehen, ſah zu Boden und beſchrieb mit ſeinem Säbel Figuren im Sande. Mit einem ſprechenden Blicke die Fremden betrachtend, ſagte er dann: „Preußen!“ und ging von dannen.

Der Kaiſer hat ihm ein arabiſches Roß geſchenkt, das er mit ſo viel Gewandtheit und Anſtand regiert, daß man den trefflichen Reiter ſchon in ihm ſieht. Einige Tage nachher ſah ich ihn an der Spitze ſeiner Eskadron, von der er angebetet wird. Für ſein Alter hat er eine ausgezeichnet militäriſche Haltung und kommandirt mit einer Präciſion, welche einen General zu verſprechen ſcheint. Kraft eines kaiſerlichen Dekretes iſt er Beſitzer der acht Domainen, welche der Großherzog von Toskana in Böhmen beſaß und die eine Revenue von fünfmalhundert Tauſend Franken gewähren, mehr wie die Einkünfte irgend eines Mitgliedes der kaiſerlichen Familie, mit Ausnahme des Erzherzogs Karl. Er rangirt gleich nach den Prinzen des regierenden Hauſes.

Fünftes Kapitel.

Der östreichische Staatskanzler, Fürst Metternich.

Kein Mensch ist jemals mehr gefürchtet und weniger geachtet und geliebt worden. Vom baltischen Meere bis an die Pyrenäen, von der türkischen Gränze bis nach Holland giebt es nur ein Urtheil über diesen Minister, und es ist eben kein schmeichelhaftes. Da er hauptsächlich dazu beigetragen hat, Europa seine jetzige Gestalt zu geben, und auch die berühmte, heilige Allianz in seinem Kopfe entsprungen ist, so verdienen seine politischen Ansichten und sein Charakter eine unparteiische Prüfung.

M — stammt aus einer jener alten, aber armen deutschen Familien, aus denen die geistlichen Fürsten in Deutschland entstanden. Sein gewandtes und kluges Benehmen beim Congresse von Rastadt, wo er die westphälischen Grafen vertrat, machte ihn dem Kaiser bemerklich, der ihn in seine Dienste nahm, und als Gesandten nach Dresden schickte. Er wurde 1806 zum französischen Ambassadeur ernannt; Napoleon, der damals von seiner Härte gegen den französischen Adel anfing nachzulassen, war von einem Haufen alter Edelleute umgeben, unter die sich M — mit den ihm in so hohem Grade eigenen, insinuanten und graciösen Wesen mischte. Er erfuhr auf diesem Wege nicht blos die Geheimnisse der Chronique skandaleuse der Tuilerien, sondern auch die Gunst der angesehendsten Personen und Napoleons selbst.

Um jene Zeit war es, wo er ſich eine genaue Kenntniß ſeines Charakters erwarb, Napoleons Pläne errieth und ſich vorbereitete, einige Jahre ſpäter die erſte Rolle bei den politiſchen Dramen in Dresden und Prag zu ſpielen. An die Stelle des Grafen Stadion wurde er 1810 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Wie es ihm glückte, Napoleons Aufmerkſamkeit auf die Erzherzogin Maria Luiſe zu wenden; wie der Prinz Schwarzenberg, ſein Nachfolger, die Unterhandlung leitete, und wie ſie endlich zum Ziele kam, dazu findet der Leſer den Schlüſſel in den folgenden Mittheilungen. Metternich ſelbſt beſtimmte die Prinzeſſin zur Einwilligung und brachte ſie nach Paris. Ungeachtet ſich erwarten ließ, daß ſeine Dienſte wohl eine Belohnung verdient hätten, ſtellte ſich Napoleon taub, und vergaß M—s Dienſte.

Vielleicht war dies einer der vorzüglichſten Beweggründe, welche die Abſichten des ruſſiſchen Kaiſers auf Metternich erleichterten, der ihm ſeitdem immer ergeben blieb. Zwiſchen beiden herrſchte eine große Uebereinſtimmung, inſofern dieſe zwiſchen einem Selbſtherrſcher und einem Höfling möglich iſt. Das tiefe Geheimniß, welches während der ruſſiſchen Kampagne, und noch während des Kongreſſes in Prag, die Abſichten Oeſtreichs verſchleierte, wird als eines der Meiſterſtücke von M—s diplomatiſchem Genie betrachtet.

Die Vermählung mit Marie Louiſe hatte ihn in Stand geſetzt, Napoleon bis in ſein Privatleben kennen zu lernen, und es koſtete ihm wenig Mühe, ihn während des Dresdner Kongreſſes, wie während des

Prager, und überhaupt ſo lange in Ungewißheit zu erhalten, bis die oeſtreichiſchen Heere ſchlagfertig waren, und Franz die Maske unbeſorgt abwerfen konnte. Napoleons Stolz und Eitelkeit, die ihm nicht erlaubten, mit anderen wie mit eigenen Augen zu ſehen, trugen außerdem wohl eben ſo viel, wie Metternich, zu ſeinem Verderben bei.

Jener Stolz war es, der ſich beleidigt glaubte, und ihn zur Rückberufung ſeines Geſandten, des Grafen von Narbonne bewog, des einzigen Mannes, der Metternich durchſchaute. Sein Nachfolger wurde der hochmüthige und heftige Caulincourt, der Sclave ſeines Gebieters, der deſſen Intereſſen in Prag hintenan ſetzte und ſich nur um Pferde bekümmerte.

Metternich war es, welcher Alexandern bewog nach Paris zu marſchiren, wo er vor Schwarzenberg ankam und den Krieg mit einem Streiche endigen konnte. Er wußte die Parteien der Hauptſtadt ſo wohl zu nehmen, daß im Hauptquartier des öſtreichiſchen Kaiſers die Nachricht vor der Einnahme der franzöſiſchen Hauptſtadt und von Napoleons Entthronung, gleichzeitig ankam.

Als Metternich den Plan zur heiligen Allianz dem Prinzen W—y zeigte, äußerte dieſer, „das wird bös Blut machen.“ — Einbildung, meinte M—. Indeſſen hat er ſich hier doch getäuſcht. Kennt er auch Fürſten und Höflinge beſſer, wie irgend Jemand, ſo kennt er doch die Völker nicht. Wie Napoleon ſich durch Unkenntniß des Charakters der an die Spitze geſtellten Perſonen ſchadete, ſo haben auch die Prinzipien

der heiligen Allianz, welche mit denen M—s identisch sind, Oestreich großen Nachtheil gebracht.

Im Aeußeren hat M— ein einnehmendes Ansehen. Eine hohe Stirn, wohlgebildete Nase, schöne blaue Augen, einen hübschen Mund, dem immer ein Lächeln zu Gebote steht, bilden des Ministers Antlitz. Niemand weiß von diesen Vortheilen mehr Nutzen zu ziehen, wie er. Einen Kreis von funfzig Personen würde er leicht und ohne zu ungewöhnlichen Mitteln zu greifen, unterhalten. Die Thorheiten seiner Vorgesetzten weiß er zu theilen und gleichzeitig zu benutzen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Oestreich seine Vergrößerung M— dankt. Venedig, Mailand, besonders Tyrol, Salzburg und was er Baiern noch zu entziehen wußte, sind theils neue, theils wichtige Rückerwerbungen. Das östreichische Kaiserthum bildet jetzt ein Ganzes, dessen Bevölkerung sich auf mehr wie dreißig Millionen beläuft. Wäre diese Monarchie gut verwaltet, würde das Interesse ihrer Völker gewissenhaft wahrgenommen, sie würde im Stande sein, der ersten europäischen Macht die Spitze zu bieten.

Die Lage Oestreichs gegen Rußland wird mit jedem Tage kritischer. Seit den Zeiten Katharinens hat Rußland die Religionsverwandtschaft benutzt, die zwischen seinen Unterthanen und denen der türkischen Provinzen Moldau, Walachei, Bosnien, Bulgarien, Croatien und Dalmatien besteht, um sie nach und nach der Pforte zu entfremden. Beinahe offenkundig werden sie von russischen Konsuln regiert; der Halbmond ist nur noch ein Schatten dort, und die Be-

wohner ſind faktiſch ruſſiſche Unterthanen. Früh oder ſpät werden jene Provinzen dem ruſſiſchen Koloß einverleibt werden. Sie bilden nebſt Griechenland ſeine natürlichen Verbündeten, ſind ein Wall um Oeſtreich und werden dereinſt das Mittelmeer beherrſchen. Was dann aus Ungarn, aus Siebenbürgen, öſtreichiſch Croatien und Dalmatien wird, iſt leicht zu errathen.

Nach dem zu urtheilen, was ſich in Ungarn, Böhmen, Italien und Tyrol begiebt, kann man nicht daran zweifeln, daß dieſe Länder Konſtitutionen wünſchen. Doch abgeſehen davon, daß Konſtitutionen der Regierung zuwider ſind, fordern jene Nationen ihre alten Konſtitutionen. Böhmen will die von Rudolph II. erhaltene, Ungarn mag nur ſeine eigne, Tyrol will die ſeiner alten Fürſten, Venedig ſeufzt nach ſeinen Dogen, Mailand nach ſeinen Herzogen. Um ſo vielen Forderungen zu genügen, und ſo viel verſchiedene Intereſſen zu befriedigen, bedürfte es eines Wunders. Das leichteſte und wirkſamſte Mittel, jenen Uebeln vorzubeugen, war die Verbreitung der Gährungsſtoffe zu verhindern, und das böſe Beiſpiel nirgends aufkommen zu laſſen. Deshalb überſchwemmten Neapel und Piemont öſtreichiſche Soldaten, als dort Aufſtände ausbrachen, deshalb zogen die Franzoſen unter Angouleme nach Spanien. Aus demſelben Grunde dürfen die Konſtitutionen der kleinern deutſchen Staaten nicht mehr werden als ſie ſind.

Das Verfahren M—s iſt wahrhaft bewundernswerth. Mit einer vollendeten Kenntniß der Perſonen, welche er

vor sich hat, verbindet er eine nicht weniger erstaunenswürdige Geschicklichkeit, seine Werkzeuge zu wählen. Er hat sich eine lebendige Gallerie Metternichianer gebildet, die er zu Agenten und Gesandtschaften verwendet.

Als Diplomat und politischer Agent kann man ihn ohne Gleichen nennen, (wo bleibt Talleyrand?) allein weiter reichen seine Mittel auch nicht.

Natürlich laß ich es bleiben, hier zu untersuchen, wie dieses Reich auf besserm Fuße zu verwalten sei; ich gebe sogar zu, daß die Nationen, aus denen es besteht, noch nicht civilisirt genug zum konstitutionellen Leben sind, und der Besitz bei weitem nicht genug unter das Volk vertheilt ist, so wenig wie vernünftige Aufklärung. Mag eine Konstitution mit Gewalt erkämpft, mag sie freiwillig ertheilt worden sein, das Volk wird ihrer nicht froh werden, so lange der Boden nicht bestellt ist fur die neue Saat.

Oestreich bietet uns eine Menge großer Domänen im Besitze des Adels, und kleine Landstücke, welche in den Händen der Landleute sind. Eine Mittelklasse zwischen diesen Extremen des Reichthums und der Bildung, der Armuth und Unwissenheit giebt es nicht.

Staatsmänner wie Chatam, Pitt, Sully, Colbert oder Stein, würden die ungeheuern Güter der Krone der Geistlichkeit und Korporation an's Volk verkauft haben, und so einen mittlern Stand geschaffen, das Meterim einer auf soliden, moralischen Grundlagen beruhenden Zukunft vorbereitet haben. Gleichzeitig wäre

die Aufklärung gefördert, wären die Gewerbe und Künste ermuthigt worden. Die Finanzen wären geordnet, ein Rechtszustand für das Volk herbeigeführt, alle gegebenen Versprechungen wären gewissenhaft gehalten worden; kurz man hätte den Weg verfolgt, den man bis 1811 betrat, als den, dem Interesse seiner Völker angemessensten.

Sechstes Kapitel.

Oestreichische Aristokratie — Wiener Salons.

Befindet sich die östreichische Oligarchie nicht in offener Ungnade beim Kaiser, so ist es doch auch nicht weit davon, und man kann mit dem Duc D'Ormont von ihr sagen, daß sie die einzige ist, welche einen so schwachen Einfluß bei Königen und Ministern besitzt. Ihre Macht, welche sie bis 1811 behauptete, war natürlich auf den Besitz von zwei Dritteln des Grund und Bodens basirt, und gab ihr im Konseil und Kabinet eine gewichtige, ja entscheidende Stimme, und die Mittel, ihre Privilegien zu schützen.

Der Adel bildet hier also den Uebergang von der morgenländischen Sklaverei zur westlichen Freiheit. In seinen deutschen Erbstaaten und in Böhmen gilt der Kaiser im Ganzen als Selbstherrscher, allein während z. B. der Zaar die ersten Familien seines Reiches ihres Ranges und ihrer Güter berauben kann, wird das Haus Oestreich, dessen Gründer nur ein Edelmann war, und das seine Besitzungen nicht durch Eroberung, sondern

durch Verträge und Beihülfe des Adels erworben hat, gewiſſermaßen von ihm beſchränkt. Am deutlichſten ſieht man das in Ungarn.

Der gegenwärtigen Ruhe des Kaiſerthums ſind indeſſen häufige Revolten vorausgegangen, bei welchen der hohe Adel betheiligt war. Die Namen Waldſtein, Schlick, Frangspany ſind furchtbare Erinnerungen für das Kaiſerhaus. So groß blieb aber doch der Einfluß jener Familien, daß ſie ihre Titel und meiſtens auch ihre Güter behielten, obgleich ihre Häupter den Tod erlitten. Das kluge Benehmen der regierenden Familie hatte ſie an die Fahne des Kaiſerhauſes gefeſſelt, und ihr mit dem des Hauſes Oeſtreich verbundenes Intereſſe iſt eigentlich die einzige Garantie der verſchiedenen Königreiche. Allein ſeit 1811 iſt der Adel zurückgeſetzt worden, und die Macht, welche er beſaß, iſt in M—s Händen. Er allein entſcheidet, ob ein Heer nach Neapel, oder an die öſtliche Grenze geſchickt werden ſoll. Er zeichnet die Bahn der zu befolgenden Politik und beſtimmt, welches Anſehen die unteren Behörden im Staate genießen ſollen.

Der Adel iſt darauf reduzirt, den Putz der Hoffeſte abzugeben und als Werkzeug zu dienen, dem Auslande den Pomp des Wiener Hofes zu zeigen. Die Folgen der dem erſten Miniſter übertragenen Supremätie wurden übrigens nur zu gut empfunden. Kaum hatte M— die Zügel der Gewalt ergriffen, als der ungariſche Adel und die Nation ihre Konſtitution wieder forderten, welche vielfach vernachläſſigt wor-

den war, und ſich in eine dem Hofe und M— ſehr unangenehme Poſition ſetzten.

Während das auf der einen Seite vorging, nahm der böhmiſche Adel, welcher dieſem Beiſpiel nicht folgen konnte, eine andere Richtung. Er näherte ſich einander nach und nach, ſuchte den Nationalgeiſt durch alte, ihm zu Gebote ſtehende Mittel zu heben, wie die Errichtung von Akademieen, Muſeen, landwirthſchaftlichen Inſtituten. Der Regierung iſt natürlich die Tendenz dieſer Beſtrebungen kein Geheimniß, und ſie arbeitet auch mit der ihr eigenen Gewandtheit entgegen.

Von dreihundert Familien, welche ohngefähr die öſtreichiſche Oligarchie bilden, haben ohngefähr hundert und zwanzig aus Ergebenheit in den Wunſch des Kaiſers, und um den Glanz ſeiner Reſidenz zu erhöhen, ihren bleibenden Wohnſitz in Wien aufgeſchlagen. Sie können als Repräſentanten des ganzen kaiſerlichen Adels gelten. Die vornehmſten ſind die fürſtlichen Häuſer, darunter die Lichtenſteine, Schwarzenberge, Lobkowicz, Eſterhazy und Czartoryski. Die Häupter oder regierenden Glieder derſelben ſind Ritter vom goldenen Vließ, haben einen Gerichtshof, einige davon Leibwachen, und alle Hof- und andere Räthe. Um eine Idee von ihren Beſitzungen und zahlreichen Vaſallen zu geben, welche davon abhängen, reicht es hin zu wiſſen, daß der Fürſt Lichtenſtein nicht weniger als ſiebenmalhundert tauſend Unterthanen beſitzt, und ein Gebiet von ohngefähr ſiebenzehnhundert Meilen ihm angehört. Der Fürſt Eſterhazy, obgleich mit Schulden überladen,

hat doch noch so viel Einkünfte, wie die Könige von Baiern, Sachsen und Würtemberg zusammen genommen.

Die Achtung, welche sie genießen, hält ein juste milieu zwischen Fürst und Unterthan, und der Kaiser selbst behandelt sie, vorzüglich wenn sie Ungarn sind, wegen ihres Einflusses auf die Landleute mit einer Delikatesse, die hier besonders auffällt. Nach ihnen kommen die Abkömmlinge von den alten Fürsten- und Grafenhäusern der Ungarn, Böhmen und Oestreicher. Es giebt keine so respektable Aristokratie, wie diese, die englische etwa ausgenommen. Die Namen Zinsky, Bathyani, Nadasdy, Stahremberg, Troua Sternberg und Dietrichstein, sind mit den glänzenden Epochen ihrer Heimath eng verflochten. Es giebt nicht eine alte Familie, welche sich eines ehrenvolleren Ursprunges rühmen könnte, wie der italienische und selbst der französische Adel zum Theil.

Unter den Kuriositäten auf der Mailänder Bibliothek befindet sich auch der Adelsbrief des Düc Galeazzo an die Familie seiner Maitresse, in dem es ausdrücklich heißt, er gebe ihr diese Würde **ob delectationem praecipuam corpori nostro ab illa praestitam etc.**

Papst Sixtus V. erhob seine Schwester, eine Wäscherin, zum Range einer Prinzessin. Am Tage darauf erschien Pasquino mit einem schmutzigen Hemd auf der Bühne. „Warum das?" fragte man. „Wißt Ihr nicht, daß meine Waschfrau eine Prinzessin geworden ist?"

Der Papst wurde über diesen Spott so zornig,

daß er eine hohe Belohnung für den ausſetzte, welcher ihm den Urheber angeben werde. Da ſich Niemand meldete, wurde ausdrücklich verſprochen, es ſolle ihn keine Leibesſtrafe treffen. Die Liſt gelang, der Verfaſſer kam ſelbſt und bat ſich die Belohnung aus. Sie ward ihm auch bezahlt, allein er verlor ſeine Zunge.

Wie viele franzöſiſche Familien von den Maitreſſen der franzöſiſchen Könige abſtammen, iſt bekannt. Indeſſen muß man doch bei dem Rühmen des Oeſtreichiſchen Adels nicht vergeſſen, daß damit hauptſächlich der nationale gemeint iſt, und nicht der aus aller Herren Länder dort eingewanderte und zu Anſehen gelangte. Seine Zahl iſt ſehr groß, und giebt es auch unter ihnen reſpektable Leute, ſo iſt doch die Maſſe feil und faul. Wer heute dem, morgen jenem dient, kann auf Ehre und Treue nicht viel halten.

Beharrlichkeit und Feſthalten von Grundſätzen verdient überall gerühmt zu werden, wo man es findet, und die Hartnäckigkeit, mit welcher die von Napoleon ſo gefürchtete Oligarchie den franzöſiſchen Demagogen widerſtrebte, und an ihren Rechten und Prinzipien feſt hielt, iſt ſchon des Lobes werth, ungeachtet ihre Anſtrengungen nicht mit Erfolg gekrönt wurden. Sie kämpfte mit England für dieſelbe Fahne. Was ihr beſonders zum Ruhme gereicht, iſt, daß die Ehre des Reichs überall anerkannt blieb, ſo lange ihr Einfluß und Rath beim Herrſcher galt.

Es war damals, wo man ſeine Politik bewunderte, und Bedrückte und Verfolgte in ſeinen Staaten eine

Zuflucht fanden. Sobald M— an's Ruder kam, gewann Alles eine andere Gestalt. Unabänderlich loyal gegen ihren Souverain, sah dieselbe Oligarchie in der französischen Revolution ein heftiges Anregungsmittel, und dieselben Familien, die funfzehn Jahre früher sich nicht mehr für nobel gehalten, wenn sie ihre Kleider nicht aus Paris kommen ließen, ermuthigen und unterstützen nun den vaterländischen Gewerbfleiß mit patriotischem Eifer.

Die Geringschätzung, mit welcher man sie jetzt ansieht, tragen sie wie unabhängige Leute, die sich ihrer Würde bewußt sind. Urbanität und Höflichkeit nur ist an ihnen zu bemerken. Metternich's Salons werden häufig von ihnen besucht und dann und wann einige bittere Brocken abgerechnet, lassen sie dem Fremdlinge weder Unwillen noch Haß merken. Wer in den Stand der Sachen nicht eingeweiht ist, sollte aus seinen Formen schließen, daß alles in Einigkeit und Herrlichkeit lebe.

Das Benehmen der östreichischen Regierung hat Vorurtheile für Alles erweckt, was den Namen Oestreich führt, und was noch schlimmer ist, hat dahin geführt, Volk und Verwaltung zu verschmelzen. Es ist aber ein so großer Unterschied zwischen dem geschäftigen deutschen Baron, der dem Oestreichischen Premierminister den Hof macht und einem östreichischen Grafen, wie zwischen einem intriguirenden, einem Amte nachlaufenden Engländer, und einem unabhängigen. Die Respektabilität der östreichischen Oligarchie mißt

ſich nach der kleinern oder größern Abhängigkeit der Familien von M—s Willen.

Der geſunde Theil der öſtreichiſchen Ariſtokraten iſt der nationale Adel. Beſitzt er nicht das Bewußtſein ſeiner Würde, wie z. B. der ungariſche und engliſche. Sieht man ihm etwas Linkiſches an und eine gewiſſe Schüchternheit, ſo muß das auf Rechnung des drückenden Syſtems der Regierung geſchoben werden, das auf ihm laſtet, und ihm nicht erlaubt, ſeine Rechte geltend zu machen; er iſt aber weit gebildeter und viel weniger frivol, wie z. B. der franzöſiſche. Prinz Schwarzenberg ward 1811 aus Paris gerufen, um an die Spitze des Heeres zu treten und kommandirte zuletzt ruhmvoll die verbündeten Truppen. Die Lichtenſteine, Bubna, Noſtitz, Colloredo, Schanfields u. a. handelten nicht minder tapfer und ehrenvoll.

Bekannt iſt, daß die Franzoſen, indem ſie die öſtr. Regierung ſchwächten, gleichzeitig die Menſchlichkeit der Oberbefehlshaber des öſtr. Heeres rühmten, als Nothwendigkeit ſie zwang, in den eroberten Provinzen Frankreichs und Italiens Kontributionen einzutreiben. — In England iſt es ein Leichtes, von Freiheit und Unterdrückung zu ſprechen; könnte man ſich aber eine Vorſtellung davon machen, wie es hier zugeht, ſo würde man ſtaunen und einen Adel bewundern, der auch unter ſolchen Verhältniſſen noch Recht und Ehrgefühl bewahrt, und ſich halb offen halb ſchweigend ſeiner Entwürdigung widerſetzt.

Es wird ſchwerlich eine Monarchie geben, wo die

Souveraine für Kunst und Wissenschaft weniger thaten, und der Adel sich ihrer mehr annahm. Ich lasse mir nicht einfallen, behaupten zu wollen, daß jeder Edelmann ein Göthe, Winckelmann oder Böttiger sei, allein ich behaupte, daß es bei keinem andern Adel solche Museen und Gallerien giebt, wie man sie in den Palästen des östreichischen Adels findet. Die Gemäldesammlungen der Lichtensteine, Esterhazy, Lambert und Schwarzenberg sind unter die kostbarsten zu zählen.

Die östreichische Artillerie wird für die beste in der Welt gehalten; ihre Offiziere sind höchst unterrichtet, und genießen eines guten Rufes. Ihre Vervollkommnung dankt diese Waffe einem Lichtenstein, der auf seine Kosten eine Reform unternahm und durchführte. Er gründete Artillerieschulen, und lieferte den Schülern Bücher und Instrumente. Die Familie Schwarzenberg hat eine Kunst- und Gewerbschule in ihrem Herzogthume Krumen in Böhmen errichtet, und unterhält sie mit königlicher Liberalität. Das vom Grafen Teſtelitz gegründete Institut, von dem ich weiter unten reden werde, ist noch wichtiger. Das Gute, was die Sternberge, Kallowrat, Dietrichsteine und Buquois gewirkt haben und noch wirken, ist bekannt. Die Kreise dieser Art Familien liefern ein Bild mit dem der Kaiserlichen, selbst in Wien, wo alles noch zugeht wie zu Leopold's I. Zeit, ausgenommen, daß man mehr Pomp entwickelt, und die Prinzessinnen mehr Schmuck und Diamanten tragen. Man bemerkt darin eine reizende Verschmelzung der alten und neuen Zeit, und eben so viel Majestät wie Urbanität. Das Leben der großen

Welt hat aber in Oeſtreich doch ein minder glänzendes Anſehen wie in Frankreich. Seine Beſtändigkeit hat dem Adel trotz aller Unglücksfälle ſein Vermögen erhalten, während der franzöſiſche und der übrige deutſche Adel mehr oder minder verarmt iſt.

Franzöſiſch iſt immer noch die Favoritſprache, weniger aus Geringſchätzung des deutſchen Idioms, als wegen des Bedürfniſſes einer Sprache, welche der Dienerſchaft unbekannt iſt, und ſie hindert, das Gehörte an die geheime Polizei zu verrathen. Franzöſiſche Sitte und Mode hat jedoch in Wien an ihrem Anſehen ſehr verloren, obgleich ihr Einfluß noch immer bemerklich bleibt.

Die adelige Jugend wird in der Regel im elterlichen Hauſe erzogen. Jede Familie hat ihren Gouverneur, welcher ein ſtudirter Mann iſt und entweder dem Advokaten- oder dem Geiſtlichen Stande angehört. Ihm iſt die Aufſicht über die Erziehung der Kinder übertragen. Während die Töchter im Schreiben, in der Muſik, im Zeichnen und Tanzen Unterricht erhalten, wird den Söhnen Latein und alles gelehrt was eine ausgezeichnete Bildung erwerben helfen kann. Ihre Lehrer ſind faſt ſämmtlich Profeſſoren. Alle halbe Jahre werden die jungen Leute durch von der Regierung ernannte Profeſſoren examinirt und ſchreiten dann zu höheren Studien fort.

Auch die philoſophiſchen Studien der jungen Leute werden im Hauſe und auf dieſelbe Art gemacht, wie die andern. Obgleich jene Gouverneurs nicht immer

in allen dem erfahren und bewandert sind, was ihre Zöglinge betreiben, sind es doch im allgemeinen Leute von ausgezeichneten Fähigkeiten; ihr Glück hängt in der Regel von den Fortschritten ihrer Schüler ab. Da diese nicht blos genöthigt sind, ihre Lektionen auswendig zu lernen und sich außerdem beständig in Gesellschaft mit gebildeten Leuten befinden, so erhalten sie eine weit höhere Ausbildung, wie die Jugend anderer Stände.

In einer hochadeligen Familie steht man früh auf, wenn nicht etwa die Nacht auf einem Balle, oder bei einer andern Festlichkeit verbracht worden ist. Eine Tasse Kaffee und ein kleines Weißbrot machen das, gewöhnlich gemeinschaftlich eingenommene Frühstück aus. Die Kinder frühstücken mit ihrem Gouverneur. Das Familienhaupt verbringt dann einige Stunden mit seinem Anwalt, Rath oder Domainenverwalter über den eigenen Angelegenheiten, lies't dann die englischen, französischen und deutschen Journale. Die Frau vom Hause beschäftigt sich indessen in ihren Gemächern mit häuslichen Angelegenheiten, mit Lesen, Schreiben, Zeichnen, Malen und der Toilette.

Um Mittag beginnen die Besuche, welche gewöhnlich nur von den Damen gemacht und angenommen werden. Die Gemächer der Gatten sind getrennt, beide haben besondere Equipagen.

Um zwei Uhr fährt die Dame in Gesellschaft ihres Gemahls oder ihrer Ehrendame in den Hofgarten, Prater, oder auf das Glacis. Um drei Uhr wird

en famille gespeißt; die Kinder speisen nur des Sonntags mit am elterlichen Tische. Nach aufgehobener Tafel wird gewöhnlich eine Promenade gemacht; um sechs wird Thee getrunken, oder sonst eine Erfrischung genossen, und Theater oder Gesellschaft schließen den Tag, jedoch nicht, ohne daß vorher eine neue Toilette gemacht worden.

Ist Gala bei Hofe, oder große Gesellschaft, so wird die gewöhnlichste Lebensordnung gestört. Indessen finden auch die großen Diners gewöhnlich um drei Uhr Statt, und die Einladungen erfolgen durch Karten, die je nach dem Range, acht oder zwei Tage vorher, ausgesendet werden.

Macht man einem hohen Adeligen seinen Besuch, so klingelt der Schweizer dreimal für einen Prinzen, zweimal für einen Grafen oder Baron, einmal für jeden andern Edelmann. Auf der Treppe wird man von zwei reichgekleideten Livreejägern empfangen, welche die Thüren öffnen, und dem Besuchenden den Hut abnehmen, ihn durch eine Reihe glänzender Gemächer zum Boudoir der Gebieterin führen, und ihn hier mit Titel und Namen anmelden.

Die Dame bleibt sitzen und begnügt sich mit den Worten, Sie sind willkommen und einer Verbeugung zu grüßen. Genauern Bekannten ist es erlaubt, ihr die Hand zu küssen. Man mischt sich dann in die allgemeine Unterhaltung.

Zur bestimmten Stunde meldet der Haushofmeister, daß die Tafel serviret sei. Gewöhnlich besteht die

Tafel aus einer gleichen Anzahl Personen beider Geschlechter, jeder Herr bietet einer Dame den Arm, und führt sie in den Speisesaal. Der Gäste können zwölf, zwanzig, vierzig sein, nur niemals dreizehn. Die Frau vom Hause nimmt dann den Ehrenplatz ein, die Plätze der Gäste sind so geordnet, daß immer eine Dame zwischen zwei Herren kommt. Der Gänge sind gewöhnlich drei. Der erste besteht aus roth Wildpret mit mehrern Beiessen, dann kommt Rindfleisch und Fricassé, Pudding und Fische. Der zweite Gang bringt Fasan, Rehbraten, gebratene Hühner; das Dessert bildet den dritten.

Es gehört zu dem guten Ton, rasch zu speisen, und die zwölf bis funfzehn Schüsseln, aus denen die drei Gänge bestehn, verschwinden in Zeit von drei Viertelstunden. Die Weine sind trefflich und der Gast hat zu wählen; er bestellt bei dem Bedienten gleich Anfangs was er wünscht. Das gewöhnliche Getränk ist ein leichter Rhein- oder Ungar-Wein mit Wasser. Nach dem Rindfleisch wird ein Glas Malaga herumgereicht. Beim zweiten Gange werden alte Weine Johannisberger, Rüdesheimer, Steinwein aufgetragen. Mit dem dritten Gange kommt ein groſses Glas Champagner, und den Beschluß macht Tokayer. Gesundheiten ausbringen, ist nicht üblich, ausgenommen bei öffentlichen Festlichkeiten.

Nachdem ausgespeist ist, was nicht länger wie eine Stunde dauert, erhebt sich die Gesellschaft, jedermann macht der Hausfrau sein Kompliment, und führt seine

Dame in den Saal, wo der Kaffee serviert wird, und Trieſter und italieniſcher Likör. Die Damen allein ſitzen. Es wird ein Viertelſtündchen geplaudert und wer nicht für den Abend eingeladen iſt, macht ſich inkognito fort, ohne irgend Jemand zum Abſchiede zu begrüßen.

Wird man für den ganzen Tag eingeladen, ſo folgt dem Diner eine Promenade im Prater. Iſt man im Fiacker gekommen, ſo wird dieſer an der Thür gelaſſen und man ſteigt in den Wagen des Wirthes, der hinter dem ſeiner Gemahlin herfährt. Iſt es Sonntag, ſo iſt man genöthigt, gleichviel in welcher Gegend der Stadt man geſpeiſt hat, nach dem Graben oder der Stephanskirche zu fahren, um ſich der Wagenreihe anzuſchließen, welche von da ſich durch den Prater und in die Stadt zieht. Es iſt unmöglich und gegen die beſtehende Ordnung, ſich aus dieſer Linie zu begeben, die anderthalb Stunden lang iſt. Die kaiſerliche Familie ſelbſt iſt genöthigt, Reihe und Glied zu halten, ſo daß ſie vielleicht hinter einem Fiakker oder dem Kabriolett eines Bürgers herfährt, der Mundvorrath für den ganzen Tag bei ſich führt.

Man kann ſich kaum eine buntere Szene vorſtellen. Gleich nach der prächtigen Karroſſe der Kaiſerin kommt ein Zieſelwagen, ein Fuhrwerk, deſſen ſich die unteren Klaſſen hier bedienen. Gewöhnlich ſitzen wunderliche Geſtalten darauf, und das Ding gewinnt ein noch komiſcheres Anſehen durch die Menge Schinken, Flaſchen und andern Proviant, mit welchem der Wa-

gen außerdem beladen iſt. Darauf folgt wieder die leichte Kaleſche oder der elegante Phaeton eines ungariſchen Edelmanns, mit ſeinen reich gekleideten Leibhuſaren oder Jägern.

Hinter dem Kaiſer, der in ſeiner unſcheinbaren Kaleſche mit dem Oberkammerherrn Wrbna fährt, kommt vielleicht die Karoſſe eines fremden Botſchafters, und hinter ihr ein reicher Muſelmann mit ſeiner Gravität und ſeinen mauriſchen Sclaven; kurz der Anblick all' dieſer Fuhrwerke gewährt ein Schauſpiel, das vielleicht nicht ſeines Gleichen hat. Die beiden Hauptalleen rechts und links ſind mit Reitern angefüllt, unter denen man den Ungar an ſeiner noblen Haltung und der Ueberlegenheit erkennt, mit der er ſein Roß regiert. In den andern Alleen iſt Alles voll Bürgersleute, Unteroffiziere und Handwerker, die hier erſt auf der Promenade ſich Appetit zu der Mahlzeit ſammeln, die ſie daſelbſt einzunehmen denken.

Gleichgültig gegen die Plaiſanterien der Elegants, ja gegen die Anweſenheit des Kaiſers ſelbſt, der einen gewiſſen Stolz darein ſetzt, ſich hier familiär mit ſeinen Unterthanen zu benehmen: lagern ſie ſich in's Gras, und verzehren luſtig, was ſie mitgebracht haben, als wenn ſie ſeit zwei Tagen hätten hungern müſſen.

Nach allen Richtungen ſind ſchöne Alleen angelegt, Reſtaurateurs giebt es in Menge, wandernde Muſikanten beleben und erheitern die Szenen; verliebte Paare ſuchen da und dort abgelegenere Stellen, um ſich unbemerkt die Leiden und Freuden der letzten acht

Tage erzählen zu können, und dem Auge der Menge zu entgehen, die das schöne Wetter und die Anwesenheit des geliebten Kaisers hier zusammengeführt hat.

Von dieser Promenade kehrt man mit seinem Bewirther um sechs Uhr zurück, und bei ihm angekommen, läßt man sich von dem harrenden Fiacker nach Hause fahren, wenn man keine eigene Equipage hat.

Die Stunden von sieben bis acht werden mit der Toilette zum Balle verbracht, die in schwarzem Frack, seidenen Beinkleidern und Strümpfen von derselben Farbe, und Saffianschuhen mit kleinen Goldschnallen besteht. Nach acht Uhr kehrt man in das Haus zurück, wo man gespeist hat, und wird auf dieselbe Weise angemeldet wie früh. Am Fuße der Treppe stehen zwei Diener mit Fackeln, die ihr Licht mit dem einer großen Laterne vereinigen. Im Vorzimmer läßt man Hut und Mantel, und bekommt dafür eine Nummer. Abermals wandert man durch die hellen Gemächer zum Boudoir der Frau vom Hause, wo schon ein Theil der Gäste anwesend ist. Zeitig zu kommen gehört indessen nicht zum guten Ton, sondern eher das Gegentheil. Die Zahl der Tänzer und Tänzerinnen beläuft sich auf dreißig oder vierzig Paar; der bejahrtere Theil der Gesellschaft spielt Whist oder L'hombre in den anstoßenden Zimmern.

Erfrischungen, besonders aus Früchten bereitet, werden herumgereicht, und hat man etwa eine Viertelstunde hier zugebracht, so öffnen sich die Pforten des Tanzsaales. Blendender Lichterglanz und brausende

Akkorde berühren Auge und Ohr und der Tanz beginnt. Jedes Paar hat sich schon vorher engagirt. Ist man fremd, so wählt die Dame vom Hause unter Zuziehung des Ballmarschall die Tänzerin. Gewöhnlich hat der Tanzlehrer der Familie jene Funktion zu vollziehen.

Die Paare begeben sich also in den glänzend erleuchteten Ballsaal. Das funfzehn bis zwanzig Mann starke Orchester befindet sich auf einer Gallerie, und der Ball wird mit einer Polonaise eröffnet; dieser folgt der Cotillon, der zweimal wiederholt wird. Es war auf einem Ball beim Grafen F—n, wo ich zum ersten Male den sogenannten Ketten-Tanz aufführen sah. Das Orchester gibt dazu mit drei starken Akkorden das Signal. Hierauf ertönen Kastagnetten und Händegeklatsch, die Chaine bildet sich, macht mehrere Touren und trennt sich nur, wenn die Herren ihren Damen gegenüber stehen. Ein erneutes Klatschen Stampfen mit den Füßen, verbunden mit einem neuen Signale vom Orchester, verändert den Tanz in einen langsamen Walzer, der lebhafter und lebhafter wird und zuletzt mit einer Allemande oder einer andern Tour schließt. Alles wurde mit einer solchen Grazie und eleganten Leichtigkeit ausgeführt, daß ich mich keines reizendern Tableaus entsinnen kann. Der Ball wird unter Wechseln der Tänze fortgeführt.

In den Gemächern zwischen Ballsaal und Boudoir stehen die Spieltische; in den Nebenzimmern sind schön geschmückte Büffets, wo die leckersten Erfrischun-

gen zu haben ſind. Um Mitternacht wird das Souper ſervirt. Die Damen werden von ihren Tänzern in den Speiſeſaal geleitet, wo ihre Plätze durch Karten bezeichnet ſind. Um ein Uhr geht der Tanz von Neuem an, und dauert bis drei, wo ſich Einzelne zurückziehen. Die vertrauteren Hausfreunde bleiben gewöhnlich eine Stunde länger.

Angenehmer, wie in einem Privatzirkel, kann man ſeine Zeit nicht zubringen. Man kommt um ſechs, nach dem Thee, zuſammen, es werden Erfriſchungen, Ananas, Weintrauben, aufgetragen, Spielpartieen werden arrangirt. Ein Muſikchor führt unterdeſſen beliebte Pieceu auf, und ſind Töchter im Hauſe, ſo wird auch wohl ein Tänzchen gemacht. Jedes angeſehene Haus hat nicht nur ſeinen eigenen Muſiklehrer, ſondern auch einige Bediente, welche zugleich gute Muſikanten ſind. Die Zimmer ſind parketirt und gewichſt und gefirnißt, alſo zum Tanz jeden Augenblick bereit. In ſolchen Abendgeſellſchaften glänzt der liebenswürdige Charakter der höhern Klaſſen am meiſten.

Behaglichkeit, Beſcheidenheit, Einfachheit, wahrer Adel, äußerer und innerer, welche in dieſen Zirkeln herrſchen, beweiſen, daß die, welche ſie beſeelen, mehr wie andere Völker die Freuden des geſelligen Lebens verdienen. Alles wird angewendet, ſich ſeinen Gäſten angenehm zu machen und man kann ſich nirgends wohler befinden, wie in einem ſolchen Kreiſe, beſonders wie ſie von ungariſchen Familien arrangirt werden. Mißtrauen und Beſorgniß ſind hier verbannt. Der

Ungar weiß genau, was ihm gebührt, was er iſt; er fühlt, daß ſeine uralten, ihm von der Konſtitution ſeines Vaterlandes geſicherten Rechte und Freiheiten nicht blos auf dem Pergamente exiſtiren, ſondern im Herzen von zehn Millionen Menſchen leben.

Bei Tafel verbreitet ſich die Konverſation über alle Arten politiſcher Angelegenheiten; man erzählt Anekdoten und nimmt ſogar die Chronique ſkandaleuſe vor, beſonders wenn ſie etwas über Hochgeſtellte zu erzählen hat. Hier wird es mit weniger Rückſicht behandelt, wie irgendwo anders. Die Anekdoten ſind meiſtens ungariſchen Urſprungs. Der noble, offene und generöſe Charakter der Ungarn, der ſo intereſſant und noch ſo wenig gekannt iſt, läßt ſie, wie die Irländer, häufige Unvorſichtigkeiten begehen. Von vielen will ich hier auch eine mittheilen.

Ein Ungar wollte des Anblickes von Wien vom Thurme der Stephanskirche aus genießen. Siebenhundert Stufen führen auf ſeinen Gipfel und die zweite Gallerie. Der Wächter war gerade nicht ſelbſt zu Hauſe, und ſeine Frau, die ſich in geſegneten Leibesumſtänden befand, bat den Fremden, die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten. — „Wie lange wird es dauern?“ fragte der Ungar in ſehr unverſtändlichem Deutſch, und ſah dabei die Frau mit einem bedeutungsvollen Blicke an. Dieſe glaubte, er beziehe ſeine Frage auf ihre Verhältniſſe und entgegnete: „fünf Tage.“ — „Fünf Tage! rief der Ungar; in fünf Tagen muß ich in Ketſchemet ſein! „damit ergriff er die

Flucht, und war seelenvergnügt, seine Zeit besser anwenden zu können.

Mein Wirth, ein edler Ungar, nahm dergleichen Geschichten mit der besten Manier auf, endlich sprach er in halb launiger, halb ernster Weise dazwischen: Was ist da auch zu wundern, daß wir nicht sind, was wir sein sollen? Es kann ja kaum anders sein. Auf einer Seite haben wir die Türken, auf der andern die Oestreicher, und mein Landsmann hatte Recht, nicht vom Thurme herab zu sehen.

Alles nahm diese Aeußerungen gut auf, einen ungarischen Obersten ausgenommen, der ex officio die Nase rümpfen zu müssen glaubte. Was schiert sich aber darum ein Ungar! Ich erlebte im Hotel zum Schwan, wo ich wohnte, ein Beispiel davon.

Wir nahmen täglich das in Wien gewöhnliche, derbe Frühstück im Speisesaale ein. Hier traten eines Morgens drei Ungarn in ihrer Nationaltracht ein, legten Säbel und Kalpak zur Seite und verlangten ein halb Dutzend östreichischen, und drei Flaschen Rhein-Wein. Der zwar etwas überraschte Wirth, gehorchte indessen mit östreichischer Dienstfertigkeit. — Ein Kühlbecken! kommandirte hierauf der älteste der Kavaliere.

Nachdem auch das zur Stelle geschafft worden war, erhielt der Wirth die Weisung, die sechs Flaschen Oestreicher hineinzugießen, und den Rheinwein in dem Wasser abzukühlen.

„Aber Ew. Gnaden," — wendete zitternd der

Wirth ein; „'s iſt ja kein Waſſer, ſondern der beſte Biſamberger Eifer."

„Ei, thut, was ich ſage!" ſprach der Ungar, auf den aller Augen gerichtet waren, denn es will ſchon was ſagen, in einem der erſten öſtreichiſchen Hotels eine ſolche Geringſchätzung der Oeſtreicher an den Tag zu legen. Bald darauf kamen noch drei Ungarn dazu, und folgende Toaſte wurden ausgebracht: Marie Thereſie! rief einer; vivat! die andern. — Unſer Konſtitutioneller König! — der Konſtitutionelle! wiederholten alle in feierlichem Chor. Kein Lächeln ſchwebte um ihre Lippen, kein Blick wurde den übrigen Anweſenden zugewendet. Es ſah aus, als wären ſie ganz allein in dem weiten Saale. Schweigend zahlten ſie ihre Zeche und ließen die ſechs Flaſchen im Becken. Mit ſo feſten Schritten, daß die Fenſter zitterten, gingen ſie dann ihres Wegs.

In den Kreiſen des hohen Adels und der reichen Bankiers genießt man einer gewiſſen Freiheit über politiſche Gegenſtände zu ſprechen, und ausländiſche Zeitungen, ſo wie verbotene Bücher zu leſen. Liberale Vereine, wie in Paris z. B. giebt es hier nicht, ausgenommen in den höchſten Familien; allein nur die vertrauteſten Freunde finden bei ihren Verſammlungen Zutritt. Bei einem Diner, einem Ball oder einer Spielpartie verlieren ſich unbemerkt einige Anweſende, und finden ſich in einem Nebenzimmer zuſammen, um gemeinſchaftlich ein aus London oder Paris angelangtes Schreiben zu leſen, das aber nicht

etwa die Poſt, ſondern eine außerordentliche Gelegenheit mitbrachte. Unter ſolchen Deckmänteln einigt man ſich in Oeſtreich über Pläne und Maßregeln, und wird dazu von der Regierung genöthigt, die weit entfernt Cäſar zu gleichen, doch ſeinen Prinzipien folgt und meint, ſo lange ihre Unterthanen tanzen und ſingen, ſei nichts von ihnen zu befürchten.

Siebentes Kapitel.

Beamte — untere Klaſſen — Wien, in Bezug des Bauſtyles ſeiner Gebäude — vom Kultus — Wiener Bräuche — öffentliche Anſtalten — Geſetzbuch — Medizin — Schriftſteller — Zeitungen — Grillparzer — öſtreichiſche Cenſur — Theater — Allgemeines.

In Europa giebt es keine unpopuläreren Beamten, und Volk und Beamte ſind ſich nirgends fremder, wie hier. In keinem Staate wird man einen Stand in ſo beſchränkten Umſtänden finden, wie den der öffentlichen Beamten in Wien. Im Mittelpunkte des Vergnügens und der Fröhlichkeit ſitzen ſie beſtändig in ihren Büreaux, und ſtehen unter fortwährend ſtrenger Aufſicht.

Wien iſt der Sitz der Miniſterien und höchſten kaiſerlichen Behörden, bei denen ſich Hunderte von Räthen und Tauſende unterer Beamten angeſtellt befinden. Ein Hofrath iſt ſchon ein wichtiges Thier; wie man's nennt, beſitzt er das Referat einiger Pro-

vinzen und den Rang eines Generalmajors; er bezieht fünf bis sechs Tausend Gulden Gehalt, in Oestreich ein ansehnliches Geld. Dafür muß er aber auf den Besuch von Gesellschaften Verzicht leisten, ist er nicht zufällig aus einer vornehmen adeligen Familie, oder liegt ihm nichts an seiner höhern Beförderung. Nicht Mangel an Vermögen verdammt ihn dazu, sondern die Prinzipien der Regierung. Sieht man ihn in der Welt und bei den Lustbarkeiten der Menge, so wird er nicht befördert. „Ich brauche arbeitsame Leute, die sich der Geschäfte ernstlich annehmen, wenn ich sie zu kaiserlichen Räthen machen soll," äußerte Jemand, als man den Baron W...n, einen jungen lebenslustigen aber talentvollen Mann, zu einem solchen Posten vorschlug. Andere ließen sich das nicht zweimal sagen.

Der nun verstorbene G..b, Verfasser der Manifeste des Kongresses und vieler witziger Artikel des östreichischen Beobachters, wurde auch zum Staatsrath vorgeschlagen und selbst von M— empfohlen. „Er hält sich eine Maitresse und hat drei Kinder mit ihr," hieß es, und alle Mühe zu seinen Gunsten war verloren. Ein solcher Rath, der gleich nach den Ministern kommt, ist in Gesellschaft nirgends anzutreffen; seine Erhebung ist eine Folge dieser Entsagung alles Umganges mit der genießenden Welt.

Der Kaiser empfängt ausführliche Rapporte über Alles, was die persönlichen Verhältnisse der Regierungsbeamten angeht, und diese können nicht das Mindeste

ohne Wissen der geheimen Polizei unternehmen. Während Hoch und Niedrig zum Genusse und zur Verschwendung ermuntert werden, wird von den Angestellten die strengste Pflichterfüllung gefordert. Prinz R.....y hatte ein verliebtes Verhältniß mit der Tochter des kaiserlichen Raths S...r angeknüpft, das sich indessen kaum weiter, als auf gewechselte Blicke erstreckte. Das Mädchen wurde aber ganz liebeskrank darüber.

Sobald der Kaiser davon hörte, ließ er den Prinzen kommen und sagte ihm in ernstem Tone: „es ist gut für Sie, zu erfahren, daß die Töchter meiner Räthe nicht zum Ziele Ihrer Galanterien gemacht sind. Wien bietet genug, um Ihre Lust zu büßen.“ Der Prinz mußte ein Bußgeld von funfzehntausend Gulden bezahlen.

Noch viel strenger ist der Kaiser mit Soldaten. So widerlich der Hochmuth der preuß. Militairs allen denen ist, welche den gebildeten Menschen ungern am Wehrstande vermissen; so viel unangenehmer berührt sie die Lage der östreichischen Militairs. Die Offiziere legen eine Unterwürfigkeit mit an den Tag, die an Knechtschaft erinnert; es kann in Wien nichts Demüthigeres geben. Sogar die Ungarn sind genöthigt, ihrem angestammten Stolze zu entsagen.

Der Sold eines Offiziers ist ungemein klein, und besitzt er kein eigenes Vermögen, so ist es unmöglich, anständig damit auszukommen, und er muß sich jedes Vergnügen versagen. Um diesen unzureichenden Mitteln zu Hülfe zu kommen, wird seine Wohnung von den Regierungsbeamten auf die Hälfte ihres Werthes

gewürdigt, und der Vermiether nimmt ihn murrend ein. Im Theater und bei andern öffentlichen Lustbarkeiten, erhält er für ein Drittheil des Preises Zutritt, allein als ob alles das ihn noch nicht genug herabsetzte, erhält er auch noch Feuerholz und ein halbes Brot, das kein englisches Pferd fressen würde, so schlecht ist es, und der Fleischer muß ihm zum halben Preise Fleisch liefern.

Gewöhnlich besteht die Wiener Garnison aus zwölf Tausend Mann, nämlich zwei Regimentern Fußvolk, einem Regimente Dragoner, sechs Bataillonen Grenadiere und einem Artillerieregimente. Die Grenadiere, Ungarn, mit Pelzmützen, weißen Röcken, blauen gestickten Beinkleidern, haben von allen diesen Truppen die beste Haltung. Mit Ausnahme der englischen Fußgarden, und seitdem die französische Kaisergarde bei Waterloo aufgehört hat zu existiren, giebt es in ganz Europa keine schönern Soldaten, wie jene Grenadiere. Die russischen und preußischen können gar nicht damit verglichen werden.

Die Infanterie ist erbärmlich uniformirt; die Dragoner, im Ganzen schöne Leute, sind einfach aber elegant ausgerüstet. Das Kasket und die übrige Bekleidung sammt den großen Stiefeln, sehen gut aus, und der breite Säbel und lange Karabiner, mit denen sie ausgerüstet sind, taugen zehnmal mehr, wie der ganze Firlefanz, welchen die ungarischen Husaren zur Schau stellen. Mißfälliger, wie die Uniformirung der Artillerie, kann man sich nichts vorstellen. Ihre Kleidung von melirtem Tuche, und die aufgeschlagenen Hüte,

ſehen eher wie die Livree eines Landedelmanns, als wie die Uniform der beſten Truppe im Heere aus. So gute Muſiker, wie die bei dieſem Korps, findet man aber ſchwerlich irgendwo. Ihre Muſikſtücke ſind reizend und vermögen zu begeiſtern. „Wenn ich gute Muſik hören will," ſagte Profeſſor W...., als er in Berlin einer Vorſtellung der Veſtalin beiwohnte, „ſo muß ich nur nach Oeſtreich gehn. Einer der dort gewöhnlichen Regimentsmärſche iſt mehr werth, wie die ganze Oper."

Der Volkscharakter im Ganzen hat ſich ſeit ſechszehn Jahren auf eine traurige Weiſe umgeſtaltet. Die Wiener waren als indifferente, ſinnliche Leute bekannt, die nur an ihre Praterfahrt und die Schinken und Flaſchen dächten, die ſie in ihren Zieſelwagen mit dahin nähmen. Ihre Rechtſchaffenheit, Sanftmuth und Aufrichtigkeit war ſprüchwörtlich geworden. Napoleon ſogar traute ihnen, und ließ ihnen Waffen und Arſenale. Allein ſeit 1811 haben es die zehn Tauſend geheimen Kundſchafter ſchon recht weit mit ihnen gebracht auf dem Wege der Demoraliſation. Dieſe Bande, aus kleinen Krämern, Handwerkern, Bedienten und Freudenmädchen geworben, hat die umfaſſendſten Verbindungen, und man kann in Wien kaum ein Wort ſagen, was ſie nicht hören. Alle Vorſicht wegen dieſer Peſt iſt vergebens. Selbſt wenn man eigene Dienerſchaft mitbringt, in Zeit von vierzehn Tagen iſt ſie gewonnen und macht den Verräther, ſind es nicht Engländer oder ſonſt Leute, welche einen gewiſſen Stolz

beſitzen, und mit Geringſchätzung auf die Oeſtreicher herabſehn.

Vom Charakter der Wiener, der durch ſolche Einflüſſe modifizirt wird, kann man ſich hiernach eine Vorſtellung machen. Da man Sorge getragen hat, ihre Aufmerkſamkeit von allen ernſten Betrachtungen zu entfernen, ſo nimmt der Prater, das Glacis, Kaffeehaus und Leopoldſtädter Theater alle ihre Wünſche in Anſpruch. Um jeden Preis ſuchen ſie hier ihre Genüſſe, und können ſie es auf ehrlichem Wege nicht dahin bringen, ſo laſſen ſie ſich in die Bande der zehn Tauſend anwerben, und nehmen wöchentlich ihren Dukaten.

So ſtolz ein Franzos darauf iſt, in Paris geboren zu ſein, und ſich eine Ehre daraus macht, im Auslande für einen Pariſer zu gelten, ſo wenig geſchmeichelt würde ſich ein Ungar, Böhme oder Pole finden, für ein Wiener Früchtchen gehalten zu werden, die ſelbſt in Oeſtreich für das Nonplusultra von Frivolität, Thorheit und Freſſerei gelten. Wir wollen indeſſen gerecht ſein, ſie ſind zu dem gemacht worden, was ſie ſind; vom alten Wiener iſt noch ein gutes Herz, große Gaſtfreiheit und reſpektvolle Höflichkeit übrig; der Wiener fühlt ſich ſehr geehrt, wenn man ſeine Einladungen annimmt. Ich bitt' Ew. Gnaden, unſre Plätze zu benutzen, ſagte ein wohlgekleideter Mann zu mir, der mit ſeiner Frau im Parterre ſaß, und uns engliſch ſprechen hörte. Als wir erwiderten, mit einer Loge verſehen zu ſein, verſuchte er, uns zum Diner zu ſich einzuladen, „denn engliſche Geſellſchaft gehe

ihm über Alles." Das Volk giebt ſich im Ganzen, wie es iſt, und man findet weder ſogenannten geſunden Verſtand, noch Sinn für ernſte Unterhaltung bei ihm. Seine Fehler ſind die verzogener Kinder, die eine ſelbſtſüchtige Vormundſchaft abſichtlich unbekannt mit ihren Rechten läßt.

Als Stadt betrachtet gleicht Wien weder dem ungeheuren London, noch dem ſtolzen Paris; es iſt weder ſo elegant, wie Berlin, noch ſo prächtig, wie Petersburg. Es bildet eine plumpe Maſſe gleichſam das Symbol der Verwaltung, deren Sitz es iſt, und zugleich die Reſidenz einer mächtigen Oligarchie. An Glanz ſteht es unter Venedig, an Schönheit unter Mailand; unter Prag und Baden in Hinſicht ſeiner maleriſchen Lage.

Wien hat ſich nach und nach, ohne Beihilfe der Regierung, gebildet; erſt der regierende Kaiſer hat darauf hingearbeitet, ſeiner Reſidenz ein gleichförmigeres Anſehen zu geben. Er hatte den glücklichen Einfall, die Boutiken zu kaufen, welche die Kathedrale umſtanden, und ſie abtragen zu laſſen. Die Neubauten, welche er hat ausführen laſſen, wie z. B. die neue Bank, der Triumphbogen, entbehren jedoch alles großartigen und freien Charakters. Mehr Geſchmack und Feſtigkeit hätten Wien ein ganz neues Anſehen geben können, und beſſer für die Sicherheit Fremder zu ſorgen vermocht, denn wehe dem Fußgänger in dieſer Stadt! Dergleichen Neuerungen wären freilich den alten Privilegien der City entgegen, allein da man ſich ſonſt nicht ſcheut, in wichtigen Fällen einen Schnitt

in's Fleiſch zu thun, ſo hätte man um des Allgemeinen willen, jene Privilegien wohl ein wenig ſchmälern können.

Die hundert und zehn Straßen, welche Wien innerhalb eines Umkreiſes von fünf Stunden nach allen Richtungen durchkreuzen, ſind meiſtens eng und krumm, allein ziemlich gut gepflaſtert und mit Paläſten und gewaltigen Gebäuden eingefaßt, deren Höhe und Größe ihres Gleichen ſucht.

Der Palaſt des Grafen Stahremberg, den dieſe Familie vom Kaiſer zur Belohnung für die tapfere Vertheidigung Wien's durch einen ihrer Vorfahren, erhielt, wird von zweitauſend Menſchen bewohnt. Der Palaſt des Erzherzogs Karl, der fürſtl. Lichtenſteinſche u. a. m. ſind viel größer, als es für ſie und ihre Suite nöthig wäre. Ueberall begegnet das Auge dem großen Palaſte eines adeligen Hauſes, und da die bürgerlichen Häuſer eben ſo hoch ſind, ſo bildet das Ganze eine ungeheure Maſſe, nur hie und da von Räumen unterbrochen, die man Plätze nennt.

Der Joſephsplatz iſt der ſchönſte davon, der Graben der luſtigſte. In welcher Stadtgegend man ſich befindet, der Stephansthurm dient dem Fußgänger als Wegweiſer durch das Straßenlabyrinth. Die Kirche gleiches Namens, welche 1171 erbaut wurde, iſt das größte Denkmal gothiſcher Baukunſt, welches exiſtirt, und in dem der damals moderne mauriſche Styl im Einzelnen ſichtbar iſt. Der Straßburger Münſter iſt höher, der Mailänder nobler und ſchöner, aber der Wiener impoſanter. Mit Ehrfurcht betrachtet das

Auge die Bogengewölbe, welche den Dom stützen und sich zu außerordentlicher Höhe erheben. Gleichwohl ist im Innern alles düster und trübe. Der kaum durch die gemalten Fenster dringende Tag erlaubt auch kaum die Gegenstände zu unterscheiden. Es ist dies ein treffendes Bild jener dunkeln Zeiten, in denen dieser Tempel entstand, wo die Herrlichkeit Gottes nur durch den römischen Bischof und seine Priester erkannt wurde. Als ich dies Gotteshaus besuchte, waren an den äußeren Thoren päpstliche Bullen angeschlagen, welche Ablaß während vierzig Tagen allen denen versprachen, die dem Gottesdienst in Maria Steiger beiwohnen würden.

Hat auch diese Kirche den höchsten Rang unter den vierzehn Hauptkirchen, so ist doch die der Augustiner-Mönche die sogenannte kaiserliche, und hier werden die einbalsamirten Herzen der kaiserlichen Familienglieder verwahrt, auch das Mausoleum der Erzherzogin Christine befindet sich hier. Wenn man hier einem Hochamte beiwohnt, wo die vortreffliche Kirchenmusik in Wien mitwirkt, kann man sich besser wie bei jeder andern Gelegenheit eine Idee vom Katholizismus und dem hiesigen Kultus dieser Religion machen.

Während die Hauptzeremonie am Hauptaltare vor sich geht, kündigen fünf oder sechs Klingeln nach einander in den verschiedenen Seitenkapellen an, daß eben so viele Priester von einer Menge knieender Gläubigen umgeben, die heilige Messe halten. Der Geistliche, welcher die Sache am schnellsten abmacht, und nicht mehr wie zehn bis zwölf Minuten braucht, kann auf

das zahlreichſte Auditorium rechnen. Die Betſtühle, welche ſich an beiden Seiten des Kirchenſchiffs befinden, werden von der vornehmen Welt eingenommen, den Raum dazwiſchen füllen die Wiener Elegants, die darin hin und her wandeln und die Damen lorgnettiren, während ſie ſich laut unterhalten. Es iſt hier ein Lärm, der nichts weniger wie andächtige Gedanken begünſtigt, und nur vom melodiöſen Geräuſch der Muſik unterbrochen wird. Sobald dieſe aufhört, verläuft ſich die Menge, und überläßt dem Prieſter, ſeine Zeremonie allein zu vollziehen. Beginnt die Predigt, ſo ſind vom ganzen Haufen kaum zwanzig oder dreißig Perſonen geblieben.

Ein geiſtliches Konzert in den Argylerooms oder ſelbſt in Coventgarden, iſt beſſer geeignet, Andacht zu erwecken, wie dieſe Art Gottesdienſt. Man muß indeſſen zugeben, daß es nur in den Hauptkirchen ſo zugeht, welche die Sammelplätze der Modewelt ſind, ungeachtet man ſelten Perſonen von ausgezeichneter Familie dort findet.

In den anderen Kirchen begegnet man einem minder frivolen Volke, das ſeinen religiöſen Pflichten beſſer zu genügen verſteht. Das Militair beſucht die ihm angewieſenen Kirchen in Maſſe, um dort die Meſſe zu hören, wozu auch alle Civilbeamte genöthigt ſind. Des Sonntags hört man von ſechs Uhr früh bis Mittag nur das Lauten der Glocken und das Rollen der Wagen nach allen Richtungen. Für den verlornen Vormittag entſchädigt ſich das Volk aber nach

Tiſche. Von drei Uhr bis elf ſcheint die ganze Stadt in Wohlleben und Muſik aufgelöſt. Wohin man geht, tönt der Ton muſikaliſcher Inſtrumente an unſer Ohr. In allen Familien der Mittelklaſſe fällt einem zuerſt das Pianoforte in die Augen. Kaum hat man ſich geſetzt, ſo ſteht eine Flaſche Wein und ein Teller Preßburger Biskuit vor einem, und es heißt, die Tochter vom Hauſe ſolle ein Lied ſingen.

In die Muſik ſetzen die Wiener ihren Stolz, auch gehört ſie hauptſächlich zur Erziehung ihrer Kinder, die ſchon im vierten und fünften Jahre Unterricht darin erhalten. Es iſt nicht ſelten, ſechsjährige Virtuöschen zu hören. Eine neue Roſſiniſche Oper auf dem Kärnthnerthor-Theater macht bei dieſen Leuten ſo viel Aufſehen, wie in London die Eröffnung des Parlaments.

Mit der Oper iſt es hier auch ſehr gut beſtellt, und die Zauberflöte, Don Juan, wie ſie im Kärnthnerthor-Theater gegeben werden, ſind höchſt intereſſante Vorſtellungen. Die Ballets ſind lange nicht, was die Pariſer ſind.

Von der geiſtlichen Muſik hält man in Wien nicht außerordentlich viel, wenn ich nach der wenigen Aufmerkſamkeit ſchließen ſoll, welche die Aufführung der Schöpfung von Haydn, in der kaiſerlichen muſikaliſchen Akademie fand, wo drei hundert funfzig Muſiker dabei thätig waren.

Nichts kommt der regelmäßigen Ordnung gleich, die bei den Wienern herrſcht. Kaum hat es Elf geſchlagen, ſo verſinkt Stadt und Vorſtadt, wie durch Magie, in das tiefſte Schweigen. Alle Welt iſt heim-

gegangen, Musik und Gesang verstummen mit der Minute. Wien ist einmal die Stadt der Kontraste. Man findet gleichzeitig die schmähligste Ausgelassenheit und größte Ehrbarkeit, die umfassendsten Kenntnisse und die gröbste Ignoranz, die verächtlichste Servilität und den Geist der edelsten Selbstständigkeit.

Oestreich und Wien absonderlich, besitzt ausgezeichnete Institutionen. Das Civil- und Kriminalgesetzbuch ist dem Napoleons vorzuziehen, und seine geistlichen Gesetze sind die besten auf dem Kontinente. Das Land ist dem Kaiser Joseph dafür verpflichtet, der nach Befreiung der Landleute und Abschütteln des römischen Joches, die Gesetzgebung seiner Vorfahren neu ordnete. Er ernannte dazu eine Kommission, welche aus Mitgliedern des höchsten Gerichtshofes und Professoren der Juristenfakultät bestand. Das so entstandene Gesetzbuch ist unter dem Namen, Codex Franz I., noch gültig. Der Ritter von Sonnenfels machte sich bei jener Kommission besonders verdient.

Die Juristenfakultät ist noch sehr respektabel, ungeachtet es von ihren Mitgliedern heißt, sie ständen der Prager an Gelehrsamkeit nach. Der allgemeine Druck lastet auch auf ihnen. Sie haben keine Idee davon, äußerte ein berühmter Doctor der Rechte gegen mich, wie traurig es ist, über Volksrechte zu räsonniren, wenn man sich nicht darauf berufen kann. Allein ich habe Kinder, mein Sohn ist angestellt und ich muß schweigen.

Die medizinische Fakultät verdankt den ausgezeichneten Rang, welchen sie einnimmt, demselben Monar-

chen, deſſen obgleich übel verſtandene Abſichten ſo gut und edel waren. Sie wurde auf größerem Fuß angelegt, wie die Pariſer und Berliner, und die Profeſſoren, welche ſie bilden, können wenigſtens jenen die Spitze bieten. Das anatomiſche Theater und die Sammlung von Präparaten verdient großen Ruhm, und werden häufig von Ausländern benutzt. Die Klinik iſt ebenfalls vortrefflich. Auch große Schätze des Thier- und Mineralreiches ſind vorhanden, und werden in fünf und zwanzig Sälen aufbewahrt.

Die von v. Hammer dirigirte, orientaliſche Akademie, genießt der beſondern Gunſt des Kaiſers. Sie hat in der That viel geleiſtet, und ihr iſt die Vertraulichkeit zwiſchen Wien und der hohen Pforte zuzuſchreiben.

Außerdem giebt es noch viel treffliche Anſtalten, wie z. B. die Kunſtſchule, Artillerie- und Ingenieurſchule, allein wenn es auch nicht an unterrichteten Männern fehlt, ſo fehlt es doch an aller Gemeinſchaft unter ihnen. Ein Ingenieur iſt in Wien nur ein Ingenieur, und verſteht als ein ſolcher ſein Metier, allein nichts weiter. Ein Profeſſor der Rechte hat ſein Geſetzbuch trefflich inne, aber von Politik und Finanzen weiß er nichts; in Allem, was ſein Fach nicht betrifft, iſt er ein Ignorant. Es ſind alles Maſchinen, deren ſich die Regierung zu ihren Plänen bedient.

Ein kaiſerliches Dekret ordnete 1808 die Errichtung eines Lehrſtuhls der Religionsphiloſophie an, die mit den philoſophiſchen Wiſſenſchaften verbunden ward. Die ausgezeichnetſten Männer wurden dazu gewählt,

und die Folgen waren so überraschend, daß sich bald eine wesentliche Aenderung der Erziehung bemerkbar machte, und die Studenten, obgleich katholisch, durch diese Vorlesungen im Herzen Protestanten wurden. Da wurde aber ungesäumt befohlen, daß man eine gläubige Jugend wolle, und keine, die über Glaubensartikel streite. — Dieser Ordre mußte gehorcht werden. Wer sich nicht unterwerfen wollte, wurde abgesetzt oder auch eingesperrt. Die Studenten kamen als gemeine Soldaten an die türkische Grenze.

Unter den zuerst abgesetzten Lehrern war auch ein in Wien lehrender Professor; an seinen Platz kam ein gewisser Madelener, ein Mönch des neuen Ordens der Ligorianer. Gegen diese Mönche erhob sich die allgemeine Stimme, man schalt sie Agenten des Papstes und die Urheber jenes Unrechts, schrieb Satyren gegen sie und der Erzherzog Rudolph, Kardinal und Erzbischof von Ollmütz, Bruder des Kaisers, bat sich aus, sie nicht in seine Diözese aufzunehmen. Das half aber Alles nichts, man brauchte fromme Leute und so erhielten sie die Mariakirche und eine reiche Dotation.

Nur in Oestreich kann sich ein solches System behaupten, wo trotz der zum Unterricht vorhandenen Mittel, doch mit großer Sorgfalt alles verborgen gehalten wird, was das Volk zu sehr aufklären könnte. Die einzige Zeitung, welche diesen Namen verdient, ist der östreichische Beobachter, dessen Redaktion der bekannte Herr von Pilat führt. Aus den andern inländischen Blättern ist von Politik u. dergl. nichts

zu lernen, und da die Lektüre der nicht verbotenen fremden Zeitungen sehr kostspielig ist, so werden die wenigen, welche sich dergleichen kommen lassen, auf's Sorgfältigste bewacht.

Man hat geklagt, daß Oestreich so wenige literarische Notabilitäten hervorgebracht habe, allein es ist zu bedenken, daß dieses Reich aus einer Anhäufung von Provinzen besteht, deren Sprache und Sitte sich unter einander fremd sind. Böhmen besaß Schriftsteller, als es von seinen Königen regiert wurde; jetzt erlaubt ihm der Zustand seiner Abhängigkeit nicht mehr, deren zu besitzen. (!) In Ungarn spricht und schreibt man dreierlei Sprachen; Lateinisch bei der Regierung und auf den Landtagen, Ungarisch und Deutsch beim Volke. Vielleicht fände ein Schriftsteller hier in keiner dieser Sprachen eine hinreichende Anzahl von Lesern. Oestreich, des Kaiserthums kleinster Theil, fühlte sich unter Joseph II. kaum etwas frei, als eine Menge Autoren auftraten, unter ihnen Alxinger und Matthias Colin.' Selbst dermalen besitzt das Burgtheater eines der größten, deutschen dramatischen Talente in Grillparzer. Die Tragödie Sappho befestigte seinen Ruf. Als dieses Stück erschien, bekleidete Grillparzer ein kleines Amt mit geringer Besoldung. Das Aufsehen, welches sein Werk machte, bewog seine Gönner, sich wegen einer bessern Stelle für ihn zu verwenden. Es hieß aber: „Nichts da mit dem Thoren, er würde Verse anstatt Rapporte machen." Nach seiner Rückkehr aus Italien nahm

der Vernachläſſigte die Stelle am kaiſerlichen Burgtheater an, die zwei Tauſend Gulden einbringt.

Kein Menſch iſt ein größerer Sklave, wie ein öſtreichiſcher Schriftſteller. Er darf keine Regierung, keine Miniſter tadeln, gegen die Geiſtlichkeit und Ariſtokratie nichts ſagen, er darf mit einem Worte keinen Charakter haben. Erlaubt ſich ein Schriftſteller gegen die Anſichten der Regierung zu ſchreiben, ſo werden ſeine Worte nicht nur von der Cenſur verſtümmelt, ſondern er ſelbſt wird als ein gefährlicher Menſch betrachtet, mit dem Niemand Umgang haben dürfe. Geht er ſo weit, ſein Werk außerhalb Oeſtreich, in Deutſchland zu publiziren, ſo gilt das beinahe für Hochverrath, und wird demgemäß geſtraft.

Es giebt in Wien einen Edelmann, der von einem ſeltenen Forſchungseifer beſeelt, alle alten Pergamente umwühlte, die er in den Schlöſſern des öſtreichiſchen Adels fand. Er fiel in Ungnade, weil er eins dieſer unſchuldigen Dokumente bekannt machte, das unglücklicherweiſe den Abſichten der Regierung nicht ganz entſprach. Seine und ſeines in Tyrol wohnenden Oheims Bemühungen konnten ihn nicht wieder rein waſchen, und er war noch des Aergſten in Oeſtreich, des Liberalismus, verdächtig, obgleich er einen Plutarch und hiſtoriſche Verſuche herausgegeben hat, in denen er nachweiſt, daß alle öſtreichiſche Monarchen, ausgenommen nicht einen, Muſter des Heroismus und der Tugend waren.

Mit dem Theater iſt es kläglich beſtellt. Die Meiſterwerke der deutſchen Dichter werden gräßlich ent-

ſtellt, und wer eine beſondere Vorliebe für ſie an den Tag legt, wird ein Ziel der geheimen Polizei; das Kärnthnerthor-Theater, wo man Opern und Ballets ſpielt, und beſonders das Leopoldſtädter, ſage: Casperl-Theater, werden von der Regierung unterſtützt. Der Hauptakteur des letztern heißt Schuſter, er reizt ſchon zum Lachen, wenn man ihn nur ſieht.

Während die andern, von der Cenſur geängſtigten Bühnen kaum auf die Koſten kommen, hat das Leopoldſtädter-Theater großen Gewinn.

Keine Stadt in der Welt beſitzt ſo viele Muſeen, Bibliotheken und Sammlungen aller Art, allein es ſind todte Schätze, von denen man keinen Vortheil zieht. Die Staatsbibliothek und die kaiſerliche Bibliothek ſind vielleicht an mediziniſchen, hiſtoriſchen und philoſophiſchen Schriften die reichſten in Europa, allein ſie können nur von ſehr wenigen Perſonen benutzt werden.

Wahr iſt, daß Fremden der Zutritt zu allen dieſen Herrlichkeiten, auch wenn ſie Privateigenthum ſind, ungehindert offen ſteht. Die Beſitzer und Konſervatoren machen ſich eine Freude daraus, damit zu prunken. Als ich das Palais des Erzherzogs Karl, das ſonſt dem Herzog von Sachſen Teſchen gehörte, beſah, konnte ich nicht in eines der Gemächer kommen, weil der Prinz ſich darin befand. Sobald er aber die Anweſenheit Schauluſtiger vernahm, hatte er die Güte, ſich in ein ander Gemach zu begeben, und ich konnte nun mit Muße den Elfenbein, Ebenholz-Saal und die andern Gemächer des Prachtgebäudes beſchauen.

Die Wiener intereſſiren ſich wenig für Wiſſenſchaft und Kunſt, und kennen den Werth der Schätze nicht, die ſie beſitzen. Sie betrachten ſie wie Möbeln und häuslichen Zierrath. Schriftſteller haben bei ihnen kein Anſehen. Nur ſehr einzeln ſieht man in den Bildergallerien, daß jemand einen Chriſtus oder eine Madonna kopirt, und ja nichts anders.

In Wien zielt alles darauf ab, das Volk in grobe Sinnlichkeit einzuſchläfern, und die Beamten an ſtummen Gehorſam zu gewöhnen, während die Regierung mit großen Schritten der vollſtändigſten Autokratie entgegen eilt, und alles dieſem Zwecke unterzuordnen ſucht.

Zweite Abtheilung.

Achtes Kapitel.

Italien unter östreichischer Herrschaft — Grundsätze der höchsten Personen — die Mailänder Kommun — Arc du paix — wer das Scherflein des Armen nimmt — Lotterieprozeß — Strafgesetzbuch und seine Widersprüche — Carcere durissimo — Graf Confalenieri — der Geheimerath Vogel — Prof. Romagnosi — Silvio Moretti — Spielberg.

Als eine ungarische Deputation darauf antrug, dem Lande politische Institutionen zu geben, welche mit den Fortschritten der Zeit im Einklange ständen, erhielt sie in Wien die Antwort, die Welt sei toll und fordere Luftschlösser. — Diese Antwort harmonirt ganz mit der bekannten Meinung jenes Staatsmannes die er bei der Rückkehr von einem italienischen Kongresse in Insbruck aussprach: „das Menschengeschlecht ist im Vorschreiten; können wir es nicht zum Rückwärtsgehen bringen, wollen wir es wenigstens aufhalten."

Wo solche Grundsätze an der Spitze stehen, was läßt sich da erwarten? Mag eine solche Verwaltung immerhin den Wahlspruch, Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reiche, im Wappen führen, sie wird sich nicht darnach richten. Die Mailänder Kommun hatte eine Schuldforderung von 4,500,000 Livres für die Militairlieferungen seit mehreren Jahren an die Regierung. Diese erfand Mittel, die Summe auf anderthalbe Mil-

lion zu beſchränken die ohne Zinſen innerhalb zehn Jahren, jährlich mit 150,000 Liv. bezahlt werden ſollten. Man beſtimmte dieſes Geld zum Fortbau des Arc du Simplon, der jetzt „Friedensbogen" heißt, in Mailand, allein von den 150,000 Liv. kam nur jährlich die Hälfte in die Kaſſe der Verwaltung. — Jenes Monument ward bekanntlich unter Napoleon von den größten Meiſtern begonnen, und ſollte Arc du Simplon heißen, weil es am Anfange der von Mailand über den Simplon nach Paris führenden Straße ſteht. Nach Beſitznahme der Lombardei durch Oeſtreich änderte es Namen und Beſtimmung. Der Kaiſer erlaubte zwar in Gnaden den Fortbau auf Koſten der Stadt Mailand, allein zu Ehren der heiligen Allianz, welche Europa 1814 den Frieden gegeben. — Schlimmer noch wie den Mailändern ergeht es der Stadt Como; die Regierung hält ihr ſeit lange ein Kapital von 800,000 Liv. zurück, und giebt ihr nicht einmal die Zinſen, ſondern gar nichts.

Um dem allgemeinen Nothſtande abzuhelfen, ward mit allerhöchſter Erlaubniß 1817 eine außerordentliche Beiſteuer in der Lombardei erhoben. Der Ertrag kam aber zu ſpät zuſammen, ward dann vom Staate requirirt und in die Sparkaſſe gelegt. Man nahm davon 42,000 Gulden zum Straßenbau im Veltlin, die Armen aber bekamen nichts.

Im Geſetz von 1812, 4. Septbr, heißt es ausdrücklich, daß ernannte Profeſſoren an Univerſitäten, Lyceen, Gymnaſien in den erſten drei Jahren ihrer Amtsführung wieder entfernt und abgeſetzt werden kön-

nen, nach Ablauf derſelben aber unabſetzbar ſind, wenn ſie nicht durch grobe Vergehen des öffentlichen Vertrauens ſich verluſtig machen. Solche Fälle müſſen aber von einer Regierungskommiſſion unterſucht werden und der Beſchuldigte muß ſich frei vertheidigen können. — Gleichwohl wurden 1814 eine Menge Profeſſoren ohne Beobachtung irgend einer Form, willkührlich abgeſetzt.

Ueberhaupt ſcheinen die Paragraphen des Geſetzes zu allem andern, wie zum Befolgen da zu ſein. Im allgemeinen Civilcoder ſteht §. 20. „Streitſachen, bei denen das Staatsoberhaupt betheiligt iſt, und die ſich auf ſein Privateigenthum ꝛc. beziehen, werden von den Gerichtshöfen nach dem Geſetz entſchieden.“ Ganz dem entgegen verordnet ein Reglement vom 3ten Februar 1818, daß alle Prozeſſe deren ſich der Fiskus für ſich oder andere annimmt, vor den Mailänder Gerichtshof kommen ſollen. — Es iſt ferner beſtimmt, daß den Parteien der Name des berichterſtattenden Richters ganz unbekannt bleibe, dem Fiskus aber darf er nicht verſchwiegen werden, ja dieſer kann ihn ſogar verwerfen.

In China, ſchreibt Malte-Brun, wo ſich die Regierung den Titel „väterlich“ giebt, giebt es Tribunale, wo man ſich der Form nach über ſeine Vorgeſetzten beklagen, allein auch gewiß ſein kann dafür beſtraft zu werden. — Daſſelbe findet man in Mailand. Fällt ein Urtel dem Intereſſe des Fiskus entgegen aus, ſo werden Kläger und Anwalde eingefangen, die Richter abgeſetzt oder verbannt, wie man das 1825 bei einem

berühmt gewordenen Prozesse gesehen hat, der in der Lombardei unter dem Namen Lotterieproceß allgemein bekannt ist.

Ungeachtet im Strafgesetzbuche *) ausdrücklich steht, daß nur den Verbrecher Strafe treffen kann, werden doch die Güter derjenigen konfiszirt, welche das Land ohne regelmäßigen Paß verlassen, oder die wegen politischer Meinungen verurtheilt worden sind. Es wird ferner im §. 424 gesagt: eine übertriebene Härte beleidige die Gerechtigkeit. Diese uralte, bewundernswerthe Maxime, wird aber durch die Vorschriften desselben Gesetzbuches derogirt, denn es heißt §. 17. 21., „nachdem Jemand verurtheilt worden, kann seine Strafe durch Fasten und Bostonnade geschärft werden.

Die Gefängnißstrafe wird durch eine Menge damit verbundener Qualen geschärft und der dritte Grad, carcere durissimo, wird §. 14 im genannten Gesetzbuche folgenderart geschildert.

„Der Gefangene kommt in ein von aller Kommunikation abgesondertes Käfter, das nur so viel Raum und Licht hat, wie er zum Leben bedarf. An Händen und Füßen wird er beständig mit schweren Ketten belastet und beständig, die Arbeitszeit ausgenommen, mittelst einer Kette und eines eisernen Ringes um den Leib, an die Wand geschlossen. Seine Nahrung besteht in Wasser und Brod, alle zwei Tage wird ihm ein warmes Essen gereicht, Fleisch niemals.

*) §. 25.

Sein Lager besteht aus nackten Bretern, Niemand ohne Ausnahme darf ihn sehen und sprechen."

Das alles geschieht nur, um die Gerechtigkeit nicht durch übertriebene Härte zu beleidigen.

Graf Confalonieri, einer der auf der Festung Spielberg eingekerkerten Mailänder, von dem gleich weiter die Rede sein wird; besaß in seinem Kerker ein ledernes Kopfkissen, das mit den Thränen seiner Gattin getränkt worden war, als sie von Wien mit der kaiserlichen Begnadigung zurückkam, welche das über ihren Mann verhängte Todesurtheil in carcere duro auf Lebenszeit umänderte. Abgeschlossen von aller Welt, fand er einen Trost darin, seine Thränen darüber zu vergießen; es war sein einziger, seit der Kummer seine Gattin getödtet hatte.

Doch was geschah. Ein höherer Beamter erhielt den Auftrag die Kerker des Spielberg zu visitiren, und entledigte sich dessen so gut, daß er dem unglücklichen Confalonieri, mit höhnischem Spott, auch den letzten Gegenstand seiner Liebe entreißen ließ. Diese Schmachthat erinnert lebhaft an jenen Gefangenen in der Bastille unter Ludwig XV., der sich seine Einsamkeit durch eine Spinne versüßte, die er zu allerhand Künsten abgerichtet hatte. Als eines Tags der Kerkerknecht Zeuge seines Vergnügens war, zertrat er das Thier.

Der 424. Paragraph des östr. Gesetzbuches besagt ausdrücklich, daß der Unschuldige nie leiden darf. Wie läßt sich das aber mit dem Verfahren in so vie-

ten Fällen zusammenreimen, von denen hier nur der des Professors Romagnosi erzählt werden soll.

Die Polizei riß Anfang des Jahres 1821 diesen siebzigjährigen, verdienstvollen Greis des Nachts aus dem Bette, angeblich wegen politischer Verdachtsgründe, und schleppte ihn nach Venedig. Sein treuer Diener bat es sich als Gnade aus, seinem Herrn in den Kerker folgen zu dürfen, um seine kranken Füße nach wie vor pflegen zu können; man beging die Barbarei ihn abzuweisen. Nach acht oder zehn Monaten wurde der Professor für unschuldig erklärt, und mußte nun auf seine Kosten nach Mailand zurückkehren.

Seitdem er seines Lehrstuhles in Pavia beraubt worden, hatte er sich durch eine Privaterziehungsanstalt ernährt; das Recht dazu ward ihm jetzt, wahrscheinlich zur Belohnung seiner Unschuld, genommen, und als der Präsident der Universität auf Corfu, Lord Guilford, den verdienstvollen Mann mit einer Besoldung von 12,000 Liv., als Professor der Rechte dahin berufen wollte, wurden ihm die nöthigen Pässe verweigert; er konnte seines Alters wegen sich nicht als Flüchtling davon machen.

Als in den Jahren 1820 und 21 die Kerker in Mailand und Venedig voll waren von politischen und der Regierung verdächtigen Gefangenen, ward unter den in Mailand Eingekerkerten das Gerücht in Umlauf gesetzt, daß einer der Angeklagten, der Exobrist Silvio Moretti, entkommen sei und sich dann entleibt habe. Einige der andern Verhafteten glaubten ihre Lage verbessern zu können, wenn sie dem vermeint-

lich Todten allerhand Schuld gäben. Kaum hatten aber die Gerichte dieſe Ausſagen empfangen, als Moretti wieder lebendig wurde. Dieſer vernimmt natürlich, was man ihm aufgebürdet hatte, und trug auf Konfrontation an. Seine unglücklichen Gefährten erfuhren kaum die Täuſchung, als ſie alles widerriefen und ſogar geſtanden, was ſie zu jenen Ausſagen verleitet habe. Umſonſt, ihre Vorſtellungen hinderten nur den Richter, ein Todesurtheil zu fällen, und er verhängte über Moretti funfzehn Jahre carcere duro. Auch er ſchmachtet in den fürchterlichen Grüften des Spielberg.

Mehrere junge Leute, welche 1821 für ſich fürchteten, hatten ſich von Mailand geflüchtet. Ihre beſorgten Eltern wendeten ſich deshalb an einen der höchſten Beamten der Lombardei, Straſſoldo, und erkundigten ſich, ob die Ihrigen ungefährdet zurückkommen könnten. Er gab ſein Wort für ihre Sicherheit und die jungen Leute kamen. Sie wurden ſämmtlich unter verſchiedenen Vorwänden feſtgenommen und eingeſperrt. Unter ihnen befand ſich auch Georg Pallavicini, ein edelherziger Jüngling.

Kaum in Mailand angelangt, vernahm er die Einkerkerung ſeines Freundes Caſtiglia (Gaetano). An die ihn umgebenden Schlingen nicht denkend, folgte er nur dem Drange der Freundſchaft, eilte auf die Polizei, und wollte ſich für jenen verwenden. Die Kerkerpforten verſchlangen auch ihn. „Sie haben wohl gethan, — ſagte man ihm, — ſich ſelbſt zu ſtellen. Die Gensdarmen waren auf Ihrer Spur und

auf der ihres Verführers. Es iſt Alles entdeckt, man weiß, daß Sie nicht aus eigenem Antriebe handeln. Nennen ſie den, dem Sie folgen."

Vergeblich lehnte der Arme dergleichen von ſich ab, der Richter behauptet, er wiſſe Alles, und verlange nur den Namen des Rädelsführers. Dabei brachte er ihm ein Billet vor die Augen, welches mit dem Namen Friedrich Confalonieri, eines ſeiner Freunde, bezeichnet war. Unwillkührlich ſprach er die Worte „es iſt richtig," bei ſeinem Anblicke aus. Sie reichten hin, die Verhaftung Confalonieri's zu rechtfertigen. Pallavicini wurde darüber wahnſinnig.

Als er nach einigen Monaten ſeine Beſinnung wieder erhielt, gab er die befriedigendſte Aufklärung über die Bedeutung dieſer Worte. Umſonſt. Eben ſo umſonſt hatte Confalonieri ſich von den Anfangs gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen zu reinigen gewußt. Beide wurden auf Lebenszeit und zu zwanzig Jahr carcere duro verurtheilt. Confalonieri's Todesſtrafe nämlich ward als Gnade in lebenslängliche Haft auf dem Spielberg verwandelt.

Auf was beruhte aber eine ſolche Strafe? auf einem Schreiben, das allein hinreicht ihn ſchuldlos zu erklären. Es iſt ein Brief Confalonieri's an den General Roſa, aus jener Zeit, wo während der piemonteſiſchen Unruhen die revolutionären Truppen in Begriff ſtanden über den Tiſino und in die Lombardei vorzudringen. Der Inhalt dieſes Schreibens heißt:

„General!

„Hab' ich jemals etwas bei Ihnen gegolten, ſo

iſt jetzt die Zeit, mich darauf zu berufen. Ich benutze unſere alte Freundſchaft, alles Gewicht, was Sie früher mir zuzuſprechen die Güte hatten, um Sie zu bitten, den Tijino nicht zu überſchreiten. Die Lombardei iſt keineswegs vorbereitet für ihre Ankunft; Ihre Bewegung würde nur die kompromittiren, die ſich auf Ihre Seite ſchlagen würden und doch nicht die Macht beſäßen, Sie zu halten. Erſparen Sie dieſer Provinz die Uebel eines Kampfes, in dem Sie nicht triumphiren können."

Mit Recht führte Confalonieri dieſen Brief zu ſeiner Vertheidigung an; alle andern gegen ihn vorgebrachte Beſchuldigungen wurden abgelehnt, nur dieſes Schreiben erkannte er an. Was geſchah. Er wurde als der Korreſpondenz mit den Feinden des Staats qualifizirt, des Hochverraths ſchuldig erkannt.

Da einmal von den Eingekerkerten die Rede iſt, ſoll auch etwas über Spielberg geſagt werden. Es iſt dies eine Feſtung bei Brünn in Mähren, das Grab, in welches gar manche italieniſche Patrioten lebendig verſinken. Dort ſchmachten die zum Tode verurtheilten Unglücklichen. Man will kein Blut vergießen, darum ſind ihre Urtheile in zehnjährige und zwanzigjährige Gefängnißſtrafe von mehr und minder harter Art vermindert (*) worden.

Die Kerker auf Spielberg ſind kalte, tiefe, naſſe, dunkle Löcher; die Gefangenen bleiben ununterbrochen darin eingeſperrt, ausgenommen Sonntags während der Meſſe, doch auch dieſer wohnen nicht alle bei. Alle ſind vorſchriftsmäßig mit zwanzig Pfund Eiſen bela-

ſtet. Bekleidet ſind ſie wie Galeerenſklaven, ihr Lager iſt ein Bret. Die Nahrung beſteht aus grobem Roggenbrod in warmem Waſſer aufgeweicht, mit etwas Unſchlitt. Licht, Bücher, Papier giebt es für ſie nicht, aber Zwangsarbeit, und wenn es damit nicht vom Flecke geht, Prügel.

Die Feſtung ſteht unter einem Gouverneur, der durchdrungen von der auf ihm laſtenden Verantwortlichkeit, mit eiſernem Eifer ſeine Inſtruktionen befolgt. Die folgende, aus Journalen ſchon bekannte Thatſache, iſt ein Beweis davon. Der durch ſeinen Patriotismus, wie durch ſeine entſetzlichen Leiden der Theilnahme aller guten Menſchen empfohlene P. Maroncelli, iſt der Held derſelben.

Er wurde 1820 in Mailand wegen politiſchen Verdachtes verhaftet. Obgleich in Forli, auf päpſtlichem Gebiete zu Hauſe, wurde er doch in die öſtreichiſchen Kerker geſchleppt, qualvollen Martern unterworfen, und nach mehrern Prozeſſen zum Tode verurtheilt. S. Majeſtät milderten das in zwanzig Jahre carcere duro in Spielberg. Den Schrecken dieſer Milderung Preis gegeben, hatte er lange gegen alle möglichen Uebel gekämpft, die ſeine Geſundheit untergruben, als ſein linker Fuß unter dem Drucke der Feſſeln anfing zu ſchwellen. Die ſchlechte Nahrung, die ungeſunde Luft, der feuchte Kerker, Alles beförderte eine Krankheit, deren Keim ſich längſt gekräftigt hatte. Vergeblich bat der Unglückliche um Hilfe, man wartete damit ſo lange bis ſein Fuß abgelöſt werden

mußte. Allein auch das gab der Gouverneur noch nicht zu.

„Ich habe den Gefangenen mit zwei Beinen empfangen, und muß ihn ſo abliefern, wenn die Operation nicht höhern Orts genehmigt worden iſt" ſagte der Unerbittliche. Die Genehmigung kam, aber unterdeſſen hatte der Brand ſchon einen großen Theil des ganzen Gliedes ergriffen, und die Operation mußte am Oberſchenkel vorgenommen werden. Der Zufall half dem erſchöpften Kranken durch, und vielleicht trug ſeine Verſtümmelung etwas zu ſeiner Begnadigung bei.

Dem gewiſſenhaften Gouverneur traut man aber doch noch nicht, denn alle Monate viſitirt der Polizeidirektor von Brünn die Kerker und Gefangenen, und alle Vierteljahre kommt ein kaiſerlicher Kommiſſair von Wien, und kontrolirt das Gefängniß.

Neuntes Kapitel.

Das Jahr 1809 und 1816 — Antwort auf eine Petition wegen Menotti — Macht der Polizei — das Eigenthum iſt nicht beſſer dran wie die Perſon — kein Oeſtreicher darf im Auslande drucken laſſen — was man drucken läßt — die Staatskongregationen — Gedanken nicht zollfrei — Baron Salvotti — Prozeſſe.

In der Proklamation welche 1809 von den kaiſerlichen Truppen unter den Titel **Junito dell Arciduca Giovanni d'Austria al popolo d'Italia ver-**

breitet wurde, verſprach man „una constituzionale fondata sopra la natura delle cose," d. h. eine auf die natürliche Lage der Sache gegründete Konſtitution. Der Erzherzog Johann ſagte darin ferner: „wollt Ihr wieder Italiener werden? Der Himmel ſpricht zu Euch durch ſein Organ. Wir ſind nicht gekommen, Euch zu ſtrafen oder zu drücken, ſondern um Euch zu befreien." — Gleichzeitig hieß es in einem Manifeſte des kaiſerlichen Generals Nugent: „Italiener, ſeid verſichert, Ihr ſollt eine unabhängige Nation werden."

Als 1816 der Kaiſer in Mailand war, erſchien eine lombardiſche Deputation bei ihm, die ſich einfallen ließ, von den Wünſchen und Bedürfniſſen der Nation zu ſprechen. Es war im zweiten Jahre der öſtreichiſchen Herrſchaft über die Lombardei. Die Deputation erhielt zur Antwort: „Meine Herren, ich will keine Konſtitution geben, weil ſie ein Hinderniß des Guten ſein würde, was ich bezwecke. Eine Konſtitution zerſtört das Vertrauen zwiſchen einem Fürſten und ſeinem Volke. Das Gute, was zu thun iſt, will ich aus eigener Bewegung thun. Reden Sie mir nichts von Konſtitution, mag nichts davon hören."

Man wird ſich noch des Cyrus Menotti aus Modena entſinnen, den der Herzog von Modena mit ſich auf öſtreichiſches Gebiet ſchleppte, wo er in einem dunkeln Kerker geſperrt wurde. Der jüngere Bruder*) des Unglücklichen wendete ſich mit einer demü-

*) Celeſtin Menotti wurde mit mehrern andern Patrioten unter fremder Flagge, auf offenem Meere von öſtreichiſchen Schiffen gekapert.

thigen Petition an den Kaiser und bat um seine Freilassung. Die Antwort lautete wie folgt.

„Se. k. k. Maj., weit entfernt ein Urtheil über C. Menotti fällen zu wollen, erkennt die Verbindlichkeit gegen Se. königl. Hoheit, den Herzog von Modena, an, dessen Unterthanen der kompetenten Behörde auszuliefern."

„Da indessen der Genannte im Gewahrsam Sr. Maj. von Oestreich ist, und ihm Gelegenheit gegeben werden soll, der Sache der öffentlichen Ruhe zu dienen, so ist es Sr. Maj. Wille, daß er angehalten werde, Alles zu bekennen, was er von politischen und revolutionären Dingen weiß, und besonders unter Anlage und Ausführung der letzten Revolution in Italien. Se. Majestät behalten sich vor, ihn nach seinem Benehmen in dieser Angelegenheit zu behandeln."

„Werden die von ihm zu erwartenden Mittheilungen wahr befunden, so ist Se. Maj. zu dem Versprechen geneigt, ihn nicht auszuliefern, ja ihn sogar frei zu lassen, wenn er es verdient. In dem Falle, daß seine Angaben sich als richtig ausweisen, würde er sich noch ein besonderes Recht auf Sr. Maj. Dankbarkeit erwerben."

Merkwürdig ist es, daß während ein kaiserliches Dekret vom 14. September 1826 ausdrücklich jedem Sklaven die Freiheit verspricht, der das östreichische Gebiet betritt, in einem italienischen Katechismus der Pflichten der Unterthanen gegen den Monarchen, für den Gebrauch in den Elementarschulen bestimmt, S. 13 wörtlich zu lesen ist:

„Frage. Wie haben sich Unterthanen gegen ihren Souverain zu betragen?"

„„Antw. Sie müssen sich wie treue Sklaven gegen ihren Herrn benehmen.""

„Frage. Warum müssen sie sich wie Sklaven benehmen?"

„„Antw. Weil der Souverain ihr Herr ist, und Macht über ihr Vermögen und ihre Person hat.""

Der Polizei ist die Macht gegeben, verhaften zu lassen, was ihr verdächtig scheint, ohne richterliche Sentenz und auf unbestimmte Zeit. Es geschieht wegen politischer Gründe; genug, um alle Tribunale zum Schweigen zu bringen. Unter den 1820 — 1821 von der Polizei willkührlich verhafteten acht Tausend befand sich auch der berühmte Schriftsteller Melchior Gioja. Er war schuldig, seinem Vaterlande genützt und sich sogar die Achtung des Auslandes erworben zu haben. Er forderte vor Gericht gestellt zu werden, man hörte ihn aber nicht, und nach acht Monaten setzte ihn die Polizei wieder auf freien Fuß.

Jetzt verlangte er Entschädigung, und berief sich auf das kaiserliche Motto: „Gerechtigkeit ist die Grundlage der Staaten." Man gab ihm aber zu verstehen, das sei der grade Weg zu seiner neuen Verhaftung und er schwieg.

Den Richtern hat man nicht erlaubt, nach Gewissen zu urtheilen, sondern es ist die Bestätigung der Geständnisse des Angeklagten durch zwei Zeugen nöthig. Was man aber den Richtern versagte, ist den Polizeibehörden zugestanden worden. Wenn die Ge-

richtshöfe Angeſchuldigte wegen Mangel an Beweiſen entlaſſen, kann ſich die Polizei derſelben bemächtigen, und ſie ſo lange einſperren, wie ſie Luſt hat.

So unſicher es mit der perſönlichen Freiheit ſteht, ſo ſchlimm iſt es auch mit der freien Verfügung über Eigenthum beſchaffen. Es erbt Jemand eine Bibliothek. Er darf ſie nicht verkaufen, ſelbſt nicht als Makulatur, wenn er nicht von der Cenſur dazu ermächtigt iſt, was nur nach endloſen Weitläuftigkeiten erhalten werden kann. Buchhändler dürfen durchaus nicht mehr wie ein Magazin haben, und die Polizei kann ihre Laden auf der Stelle ſchließen, wenn ſie gegen die Beſitzer Verdacht hegt. Es iſt ferner verboten, ohne Bewilligung der öſtreichiſchen Cenſur im Auslande irgend etwas drucken zu laſſen. Wie weit dies Verbot ausgedehnt wird, kann folgende Bekanntmachung des Mailänder Gouvernements vom 2. Auguſt 1825, an die Hand geben.

„Um jeder falſchen Auslegung der Bekanntmachung „vom 31. Juli 1818, Art. 9, zuvorzukommen, wird „erklärt, daß das alle Unterthanen Sr. Maj. angehende „Verbot, außerhalb des Königreichs den Druck irgend „eines Werkes zu veranſtalten, was es auch immer „für eines ſei, mit und ohne Datum, oder Theil am „Drucke zu nehmen, man mag Autor ſein oder nicht, — „ohne vorherige Einholung der k. k. Cenſurerlaubniß, „ſich auch auf Prozeßakten, Artikel, Briefe und Schrif„ten, von welcher Ausdehnung ſie immer ſind, er„ſtreckt, und die vielleicht in auswärtige Zeitungen oder „andere Tageblätter eingerückt werden ſollen.“

Eine andere Bekanntmachung vom 24. Januar 1814 erklärt, daß dieſelben Beſtimmungen gelten, „von Gravuren aller Art, auf Kupfer, Stein, Holz; „es können alſo Landkarten ohne vorherige Erlaubniß „im Auslande nicht geſtochen werden, desgleichen keine „Muſikalien, Abbildungen u. dergl., verfertigt werden „für öſtreichiſche Rechnung."

Wer irgend eine Meinung über die öffentlichen Angelegenheiten ausſpricht, die den Anſichten der Regierung entgegen iſt, macht ſich des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig. Erlaubniß zum Druck erhalten gewöhnlich nur die Lobpſalmen der Verwaltung, und alles was z. B. in der Lombardei über die Lombardei gedruckt wird, iſt durchaus falſch.

Bekanntlich wurden durch Patente vom 24. April 1815, für die Provinzen Provinzial-Verſammlungen ausgeſchrieben, die je aus acht, ſechs und vier Deputirten beſtehen, für die Lombardei aber eine Staats-Kongregation, eine dergleichen für den Staat Venedig. Beide beſtehen aus vierzehn oder ſechszehn Deputirten. Das Ausland iſt durch dieſe Einrichtungen veranlaßt worden, ein Palladium der Freiheit in ihnen zu ſehen. Die Paragraphen 24 und 25 der kaiſerlichen Patente geben hinreichenden Aufſchluß über die Befugniß dieſer Central-Kongregationen. Es heißt dort:

„Wir erlauben der Central-Kongregation uns ehr„furchtsvoll die Bedürfniſſe, Wünſche und Bitten „der Nation vorzuſtellen, ſo weit ſie ſich auf die

„Verwaltung beziehen, und behalten uns vor, sie paſ-
„senden Falles zu Rathe zu ziehn."

„Die Central-Kongregation hat weder das Recht,
„Anordnungen zu treffen, noch ihr Gutachten über
„die Steuern abzugeben, oder überhaupt in ihrem Na-
„men irgend eine legislative, richterliche oder exekutive
„Autorität auszuüben."

Dieſe Kongregationen haben alſo nur zu reden über Gemeinderechnungen, Wege und Dammbauten, ſo weit dieſelben den Provinzen zur Laſt fallen und nicht der Regierung, nur über Wohlthätigkeits-anſtalten.

Die Central-Kongregationen werden von den Pro-vinzialgouverneurs präſidirt, die in den Provinzen von Delegaten und Präfekten, welche die zur Sprache zu bringenden Sachen beſtimmen, die Redner bezeichnen, gleichſam ihre Worte abmeſſen, den Mitgliedern erlau-ben, ihre Meinungen in das Protokoll zu verzeichnen, und die Sitzung zu beliebiger Zeit aufzuheben.

Die Regierung hat ſich auch noch vorbehalten, aus dieſen Kongregationen ſolche Mitglieder zu entfer-nen, welche ſich ihres Vertrauens unwürdig erwieſen haben. Bei den Provinzial-Kongregationen müſſen die Funktionen umſonſt verſehen werden, die Mitglieder der Central-Kongregationen erhalten jährlich zwei Tau-ſend Gulden Gehalt. Natürlich wollen die Glieder der erſtern gern in die zweite kommen, und die darin ſind, gern bleiben; was daraus folgt, liegt auf der Hand.

Im Strafgesetzbuch ist zwar (§. 8. Cap. I.) die Maxime aufgestellt, daß Niemand gezwungen werden könne, von seinen Gedanken und seiner innern Meinung Rechenschaft zu geben, gleichwohl scheint die Erfahrung dem zu widersprechen.

Der schon erwähnte Maroncelli war von der Polizei mit zwei Prozessen und mit zwei anderen vom Gerichtshofe bedroht. Da letzterer ihn nicht verurtheilen konnte, kam Befehl, ihn vor eine besondere Kommission zu stellen. Er ward also einem Tyroler, dem Baron S—, überliefert. Dieser, arm und nackt von seinen heimathlichen Bergen herabgestiegen, war wie viele seiner Landsleute, die in allen Fächern der Administration angestellt sind, Anfangs Schreiber in Wien, und wurde 1821 zum Präsidenten einer gegen die Karbonari errichteten Kommission ernannt.

Als er nach anderthalbjähriger Untersuchung und Marter nicht mehr Schuld gegen seinen Gefangenen aufbringen konnte, wie die Polizei und der Gerichtshof, nahm er seine Zuflucht zum letzten hier üblichen Mittel, zur Bestrafung des Gedankens.

„Da sich aus der Untersuchung nichts ergiebt," hob er an, weshalb Sie verurtheilt werden können, so beantworten Sie mir noch eine Frage. Wenn Italien, anstatt von so viel kleinen Monarchen abhängig zu sein, unter einem vereinigt wäre, und die Regierung unabhängig, liberal, repräsentativ da stände, würden Sie einen solchen Stand der Sache der Gegenwart vorziehn?"

Als der Gefangene einwandte, daß er auf solche Fragen nicht zu antworten brauche, fuhr der Inquisitor fort:

„Könnte Ihnen die Antwort schaden, so würd' ich Sie nicht darum angehn, allein da sie gleichgiltig für Ihre Lage ist, und es im Gegentheile nützt, wenn der Kaiser sieht, daß ich auch über diesen Punkt gefragt habe, so beschwör' ich Sie, mir zu antworten."

Der Gefangene, welcher vermeiden wollte, seine Weigerung für keine Antwort ausgeben zu sehn, und doch auch nicht scheinen wollte, als werde er seinen Grundsätzen untreu, versetzte hierauf, daß ein Ehrenmann hier nur eins antworten könne, und er es ihm überlasse, seine Ansicht zu bestimmen.

Das war mehr, wie S— wollte. Er stand wie triumphirend auf und rief, „bisher waren Sie nicht zu verurtheilen, jetzt sind Sie's." Wir wissen schon, daß er es wurde, und wozu.

Um damalige Zeit (29. August 1820) wurde ein Gesetz erlassen, welches Todesstrafe über Alle verhängte, die Karbonari kennten und nicht denunzirten. Herr Alfred Rezia, ehemaliger Generalkapitain, wurde von der Polizei unter dem Vorwande verhaftet, er habe Maroncelli als Karbonari reden hören und ihn nicht angegeben. Rezia bewies die Falschheit dieses Vorgebens, und daß er nichts habe angeben können, da ihm unbekannt sei, ob Maroncelli zu den Karbonari's gehöre.

Der Richter fragte hierauf, ob er in dem Falle, er habe es gewußt, eine Angabe gemacht hätte? —

„Ich hätte gethan, was Sie thun würden," war die Antwort, die unſtreitig zu Gunſten des Beklagten hätte ausgelegt werden müſſen, allein für verneinend angeſehen wurde. Ihr Autor büßte dafür mit drei Jahren carcere duro im Schloſſe von Laybach. — Fehlen ſchon hier die Worte, eine ſolche Rechtspflege zu qualificiren, ſo iſt das noch mehr der Fall bei folgender Verurtheilung eines wackern Soldaten der italieniſchen Armee, des ehemaligen Lieutenants Johann Bachinger.

Umſonſt hatte ſich ſein Richter abgemüht, ihm eine Schuld aufzubürden; entrüſtet, daß ihm ſeine Beute entſchlüpfen wollte, fragte er: „wenn Italien eines Tages ein Königreich würde, würden Sie für daſſelbe fechten?"

„Gewiß, das lehrt der geſunde Menſchenverſtand," lautete die militairiſch offene Antwort. Funfzehn Jahre carcere duro waren der Lohn derſelben. Er ward als convicto e confesso nicht allein feindliche Abſichten auf die Regierung zu hegen, ſondern auch Willens zu ſein, ihr mit gewaffneter Hand Widerſtand zu leiſten, verurtheilt. Er ſchmachtet dermalen (1832) noch in dem furchtbaren Marterloche.

In die Reihe dieſer Verurtheilungen gehört auch die des Franzoſen Andryane. Er wollte ſich von Genf nach Florenz begeben, und hatte das Unglück, unterwegs öſtreichiſches Gebiet zu betreten. Kaum war er in Mailand, ſo fielen die Häſcher über ihn her; er ward eingekerkert und man bemächtigte ſich ſeiner Papiere. Ein Unterſuchungsrichter that ihm die Marter

an, welche dort gerichtliche Procedur heißt. Er wurde angeklagt, nach Florenz im Auftrag der Propaganda zu reisen.

Nach strengen Verhören mußte man zugeben, daß Andryane es aufgegeben habe, seine Mission zu erfüllen; deshalb aber öffnet sich noch kein politischer Kerker. Die Frage war jetzt, wo hat er sie aufgegeben? vielleicht nährte er die Absicht, sie auszuführen, noch auf östreichischem Gebiete. Das wollten die Richter wissen, und zu diesem Geständnisse brachten sie ihn mit Hülfe seiner Unbehülflichkeit in ihrer Sprache, indem sie fragten:

„Wo haben Sie die Ausführung Ihrer Projekte aufgegeben? gewiß in Mailand?"

Weit entfernt, die Falle zu ahnen, ging der Unglückliche vertrauensvoll hinein und antwortete mit Ja. Dieses Ja ward als Beweis eines Versuchs zum Hochverrath gegen das hohe Haus Oestreich aufgenommen, denn es hatte mehrere Meilen östreichisches Gebiet mit dem Vorsatze bereis't, in ein anderes Land zu gehen und Etwas zu thun, was der östreichischen Regierung schaden könne. Auf dergleichen setzen die Landesgesetze den Tod. Andryane ward also zum Tode verurtheilt, allein die kaiserliche Milde verwandelte den Spruch in carcere duro auf Lebenszeit. — Auch dieser Unglückliche schmachtet in Spielberg.

Zehntes Kapitel.

Fürsorge für Wissenschaft und Kunst — Bescheidenheit eines östreichischen Beamten — Gioja und seine statistischen Arbeiten — kein Ausländer darf östreichische Schulen besuchen — das Nationalinstitut soll aussterben — Alsierl verboten — keine Pensionen mehr — ich werde thun, was ich kann — lithographiren heißt studiren — Kontrebandiers von Rang.

Von jeher hat man von fürstlichen Liebhabern der Wissenschaften sehr entgegengesetzte Meinung gehegt. Ungeachtet daher an allen Lehranstalten die Sorge für das Gedeihen von Wissenschaft und Kunst, welche die Regierung hege, ex officio gerühmt wird, kommen mir doch die Bemerkungen d'Alembert's über diesen Gegenstand sehr passend auf die Gegenwart vor. Er sagt:

„Die Fürsten, welche Gelehrte und Talente in die Nähe ihres Thrones treten ließen, waren nicht immer Ludwige XIV., Auguste und Friedriche. Man kann mehr wie einen Philosophen nennen, der in der Nähe eines Fürsten lebte, ohne der ihm gebührenden Achtung zu genießen. Kaiser Rudolph, der einzige Fürst des östreichischen Hauses, der einige Vorliebe für die Wissenschaft an den Tag legte, und den man wegen seiner Neigung zur Astronomie gerühmt hat; schätzte diese Wissenschaft nur, weil er sie als Basis der Astrologie ansah. Er rief Keppler nur an seinen Hof, in der Hoffnung, einen erfahrnen Astrologen an ihm zu haben. Ganz aufrichtig fragte er den großen Mann,

welches Ereigniß die Erscheinung eines neuen Sternes bedeute. Der berühmte Astronom war genöthigt, Wahrsagerkalender zu machen, um des Kaisers Gnade nicht zu verlieren, seine, nur regelmäßig bezahlte Besoldung nicht zu verlieren, und durch den Verkauf etwas zu verdienen. Dieses Hülfsmittel, sagte er, ist noch besser, wie lügen; ich will mich glücklich schätzen, die Ehre Sr. Maj. damit retten zu können, und nicht an seinem Hofe und vor seinen Augen Hungers zu sterben.

Bekannt ist durch die deutschen Zeitungen die berühmte Rede, welche 1820 Se. Maj. an die Professoren von Lubiana richtete, und darin erklärte, daß sie treue und keine gelehrten Unterthanen brauchen könne. In dieser Beziehung merkwürdig ist das am 17. März 1818 von der Regierung in Mailand erlassene Umschreiben.

„Auf ausdrücklichen Befehl Sr. Exzellenz, Grafen, „Präsidenten des hohen kaiserlichen Ministeriums der „Polizei und Censur, werden die kaiserl. königl. Dele„gaten angewiesen, wenn Gelehrte oder Buchhändler „sich an sie mit der Bitte wenden sollten, auf heraus„kommende Werke zu subscribiren, oder sich für ihre „Verbreitung zu verwenden, sie damit jedesmal abzu„weisen, daß dergleichen Anträge von höhern Behör„den und von den Central-Kongregationen nicht be„rücksichtigt werden. Es sollen dergleichen Ansinnen „ferner der Polizei überwiesen werden, welche sie den „Bittsteller zurückgeben, und die dadurch aufgelaufenen „Kosten von ihnen eintreiben wird."

Beiträge zur Kenntniß deſſen, was für Kunſt und Wiſſenſchaft geſchieht, liefern ferner folgende Fakta. Während des Beſtehens des Königreichs Italiens nahm die Regierung von guten Werken immer funfzig ja wohl hundert Exemplare, die unter die Angeſtellten gratis vertheilt wurden, und es wurden darauf jährlich an hundert Tauſend Franken jährlich verwendet. — Se. Maj. hatte auf ein Exemplar der Sammlung von Hiſtorikern aller Nationen ſubſcribiren laſſen, die Bettoni druckt, iſt aber auch davon 1826 wieder zurück getreten.

Die Regierung hatte 1813 auf funfzig Exemplare von Leopold Cicognara's **Storia del risorgimento della scultura** ſubſcribirt, die in Venedig erſchien. Für die beiden erſten Bände war bezahlt, die beiden letzten kamen 1814, nach Beſitznahme der Oeſtreicher, in Mailand an. Sofort machte die Regentſchaft einen Bericht an Se. Maj., um Auftrag zur Bezahlung der funfzig Exemplare zu erhalten. Es kam die Antwort, die empfangenen letzten Bände dem Herausgeber zurückzuſtellen. Jetzt berichtete die Regierung, ſie habe nach dem Vorgange der vorigen Behörden ſchon vierzig Exemplare gratis vertheilt, und es wären nur noch zehn da.

Sofort kam der Befehl, wenigſtens dieſe zehn Exemplare zurück zu geben. Kaum wurde das bekannt, als die Indignation und der Spott darüber, ſich von Mailand nach Venedig und bis Wien fortpflanzte. Um dem Aergerniß bei der noch neuen Occupation ein Ziel zu ſetzen, und ein Beiſpiel von Frei-

gebigkeit zu geben, wurden endlich die fraglichen Exemplare bezahlt.

Das Wahre wäre gewesen, wenn man dem Herausgeber auch die ersten Bände mit zurückgegeben hätte, so würde er doch vollständige Exemplare gehabt haben. Hierbei fällt mir übrigens eine andere Geschichte aus der damaligen Zeit ein.

Ein guter Oestreicher, der, nebenbei bemerkt, bei der Mailänder Regierung eine der höchsten Würden bekleidete, bewies sich als ein eben so großer Bücherfreund. Er machte nämlich einem vornehmen Mailänder einen Besuch, und wurde von diesem in die Bibliothek geführt, wo ihn besonders ein zehnbändiges, prachtvoll gebundenes Werk zu gefallen schien. Es war ein Macchiavell, und er ergoß sich im Lobe dieses Buchs. Der Mailänder glaubte, damit sei der Inhalt gemeint, und hatte die Aufmerksamkeit, folgenden Tags dem Beamten die zehn Bände mit einem sehr schmeichelhaften Komplimente zu überschicken. Jener weigerte sich, sie anzunehmen, und als der Mailänder darauf bestand, was that der Oestreicher? er war so delikat, nur zwei Bände davon anzunehmen, und die übrigen zurück zu schicken.

Der Vicekönig Eugen hatte 1811 Herrn Melchior Gioja beauftragt, eine Generalstatistik des Königreichs aufzunehmen, und ihm eine Belohnung von vier Tausend fünf Hundert Franken für jedes Departement ausgesetzt; das Eigenthum an seiner Arbeit und der mögliche Ertrag des Druckes, blieb dessen

ungeachtet dem Autor. Nach zwei Jahren hatte Gioja sechs Departements bearbeitet, und empfing dafür sieben und zwanzig Tausend Franken.

Um sich das Recht der Priorität vorzubehalten, legte er seine Manuscripte, mit seinem Siegel versehen, in dem Archive des Ministeriums des Innern nieder. Nachdem 1814 die Oestreicher Besitz genommen, forderte Gioja für einen abermals vollendeten Theil der Arbeit den versprochenen Lohn, und fragte zugleich an, wie es mit der Fortsetzung der Arbeit zu halten sei. Sollte diese unterbleiben, so bäte er sich seine Manuscripte aus. — Die Regierung ließ nicht nur diese treffliche Arbeit fallen, sondern Gioja konnte auch nur einen Theil seiner Manuscripte wieder erhalten.

Eine Bekanntmachung vom 17. Januar 1826 bestimmt, daß im Allgemeinen kein Ausländer in irgend eine Anstalt aufgenommen werden darf, wenn er älter ist, wie zehn Jahr. In dem Falle, wo dieses Alter nicht überschritten ist, hängt aber die Aufnahme immer noch von der Zustimmung des Regierungspräsidenten der Provinz ab.

Die stiefmütterlichen Gesinnungen der Verwaltung zeigen sich auch an der Art, wie jetzt für Museen und dergleichen Anstalten gesorgt wird. Zur Zeit des italienischen Königreichs erhielt ein naturhistorisches Museum in den Provinzen jährlich immer tausend Franken, und jetzt werden ihm nur 200 Liv. bezahlt. Die botanischen Gärten in den Provinzen, sonst auf Staatsunkosten unterhalten, liegen jetzt den Kommunen zur

Laſt, wo deren noch von der Regierung zu erhalten verordnet ſind.

Das Syſtem des gegenſeitigen Unterrichts iſt von der Regierung ebenfalls verpönt, und die es auf eigene Koſten in Mailand, Breszia und Mantua einführten, wurden als Rebellen erklärt. — Neue Mitglieder in das Nationalinſtitut dürfen nicht gewählt werden. Man erſpart dadurch beim Abſterben jedes alten eine Penſion, und das Ganze hört zuletzt auf. Damit es nicht etwa einiges Anſehen erhalte, iſt ihm unterſagt gegen den Gebrauch bei allen wiſſenſchaftlichen Vereinen, ausländiſche Mitglieder zu ernennen.

Nicht genug, daß die Cenſur aus Manuſcripten jede Stelle ſtreicht, welche gegen Tyrannei ſpricht, ſie hat auch den Druck der Alfieri'ſchen Tragödie verboten, von denen unter der frühern Regierung viele Auflagen erſchienen. Alle Exemplare der Tyramide Alfieri's wurden von der Polizei den Buchhändlern weggenommen, was zu dem Gerede Anlaß gab: man ſei zu beſcheiden, das eigene Bild verkaufen zu laſſen. — Cenſurlücken ſind natürlich ſtreng verboten. Kann ſich ein Autor und Cenſor nicht verſtändigen, ſo wandert das Manuſcript nach Wien, von wo es in vier, ſechs, acht Jahren vielleicht wieder kommt.

Die Regierung des Königreichs Italien hatte in Mailand eine Moſaikſchule angelegt, auf die jährlich achtzehn Tauſend Franken gewendet wurden. Profeſſor Raffaeli war aus Rom berufen worden, derſelben vorzuſtehen. Dieſe Anſtalt iſt ſeitdem aufgehoben, und was von Arbeiten derſelben vorhanden war,

nach Wien geschafft worden. Nicht besser erging es mit dem Fond zur Beförderung der Kunst und Wissenschaft, der beim Ministerium des Innern bestand, und aus dem junge talentvolle Leute Unterstützungen und Pensionen erhielten. Die letztern und der ganze Fond ward unterdrückt.

Der ehemalige Vicekönig von Italien, Prinz Eugen, zahlte sogar Pensionen an Künstler aus seiner Privatkasse. Wenn sich heut zu Tage Jemand um Unterstützung an den Vicekönig, Erzherzog Rainer, wendet, so heißt es: „ich werde thun, was ich kann; werde thun, was ich kann." Der arme Künstler hat seinen Besuch umsonst gemacht, denn der Vicekönig kann nichts thun.

Früher konnten ausländische Schüler im Mailänder Konservatorium der Musik aufgenommen werden, wenn sie einen jährlichen Beitrag von zehn Franken bezahlten. Treu ihrem Grundsatze, keine Ausländer in ihre Unterrichtsanstalten zu lassen, ist auch dies nicht mehr gestattet. Eben so wenig dürfen aber Einländer in's Ausland. Einige junge Leute suchten 1824 um Erlaubniß an, in Mailand die Lithographie einzuführen. Man erwiederte, sie sollten Beweise ihrer Kunstfertigkeit ablegen. Als sie darauf um Erlaubniß einkamen, zur weitern Vervollkommnung nach Paris gehen zu dürfen, gab ihnen die Polizei keine Pässe, weil man das Königreich nicht verlassen dürfe, um im Auslande zu studiren.

Daß man mit Fabriken nicht besser umgeht, davon liefert den besten Beweis, daß alle Mailänder

hörden die Rechte neuer Erfindungen ganz verkennen. Ein Beispiel davon mag hier stehen.

Im Jahre 1816 erwarben die Herren Luigi Porro und Antonio Robaglia ein Patent auf alleinige Verwendung der Dampfmaschine zur Abwickelung von Cocons. Einige Jahre später brachten die Herren Felix Botta u. Comp. eine kleine Verbesserung daran an, und erhielten nun ebenfalls ein Patent. Natürlich scheint, daß deßhalb das frühere in Kraft bleiben muß; die Behörden entschieden aber das Gegentheil und die ersten Herren verloren ihre Rechte und ihr Eigenthum.

Das Patentwesen wird überhaupt als Finanzregal betrachtet, denn es wird jede Gelegenheit benutzt, dergleichen zu ertheilen, und man läßt drei Hundert, fünf Hundert und Tausend Gulden zahlen, und noch mehr, was jährlich eine bedeutende Revenue abwirft.

Elftes Kapitel.

Widersprüche — Folgen der Schmuggelei — Geheimnißkrämerei — öffentlicher Zustand — Verkehrtheiten — ein großer Aktus ein großer Christus — die drei Censoren — Spionage — wie sich die Polizei benimmt — Marie Luise wird verboten.

Mitunter giebt man sich das Ansehen, als solle dem Handel und Wandel durch außerordentliche Zugeständnisse aufgeholfen werden. So ist z. B. die

Einfuhr (mittelſt Dekret vom 27. December 1817,) von Dampfmaſchinen frei gegeben worden, und aller Zubehör, ja ſelbſt die Feuerung zu denſelben, wird ſteuerfrei erklärt. Kaum aber waren mit großem Aufwande von Kapital, Dampfboote im Gange, als man zehn Prozent vom Ertrag ſich ausbat.

Die Einführung von Schnellwagen überließ man Privatleuten; ſie wagten ihr Geld und lehrten den Nutzen derſelben kennen. Auf ſie entlud ſich der erſte thörigte Unwille der Lohnkutſcher und Gaſtwirthe, die bei der langſamen Reiſemanier mehr zu gewinnen glaubten. Sobald die Sache etwas im Gange war, kam die Regierung und forderte ihre zehn Prozente, und zuletzt erklärte ſie die ganze Sache für ein Regal, und eignete ſich das blühende Unternehmen an.

Durch die ſchon erwähnte Kontrebande, welche unter höherer Begünſtigung von den höchſten Beamten getrieben wird, ſind ſchon eine Menge rechtſchaffener Kaufleute in der Lombardei ruinirt worden. Durch dergleichen Schmuggler war ein gewiſſer Baron * * zum Steuerdirektor in Mailand ernannt worden. Da er bei den Unterſchleifen betheiligt war, erwiederte er immer auf die Reklamationen der Kaufleute, daß die Waare durch das Certificat gedruckt werde. Endlich wurde aber die Intrigue durch unwiderlegliche Beweiſe aufgedeckt und der Steuerdirektor mußte die Sache ausbaden.

Die Regierung beobachtet dabei über Alles, was Finanzweſen betrifft, ein wo möglich noch größeres Ge-

heimniß, wie über andere Gegenſtände der Verwaltung. Jeder Vergleich mit dem frühern Gange der Dinge wird daher ängſtlich gemieden. Im Jahre 1814 befanden ſich alle Theile des Budgets des Königreichs Italien von 1813 in fertigen Formen in der königlichen Druckerei zu Mailand. Der Direktor fragte an, ob er nicht einige Exemplare davon abziehen laſſen ſolle, um durch ihren Verkauf die Koſten zu decken. Hier verleugnete aber die Verwaltung ihre Prinzipien. Es kam Befehl, daß alle Formen zerbrochen, und die gedruckten Blätter nach Wien geſchickt werden ſollten.

Aus demſelben Grunde wurde die Schrift des Advokaten Verra, über das Sinken der Getreidepreiſe, die in Wien mit Cenſur gedruckt worden war, verboten. Der Verfaſſer hatte einige Details darin über die frühern Abgaben der Grundbeſitzer und über die laufenden mitgetheilt. Von dergleichen darf aber das Publikum nichts erfahren.

Um ein Beiſpiel von der Authencität gewiſſer Nachrichten zu geben, führen wir Folgendes an. Der ſchon näher bezeichnete Baron S— ließ 1825 in die Augsburger Allgemeine Zeitung rücken, Mailand ſei das Bild des Wohlſtandes ſelbſt, Bettler ſähe man nicht unter der zahlreichen Bevölkerung, die unter Napoleon angefangenen Bauten würden glänzend fortgeſetzt, ja wären, mit Ausnahme des Simplon Bogens, vollendet, die Stadt habe ſeit 1816 alle Schulden bezahlt und habe jetzt einen großen Ueberſchuß. Im

Lande wären lauter herrliche Wege, und der kleinſte Flecken ſei gut gepflaſtert und habe ſeine Straßenbeleuchtung.

Die Wahrheit von Allem dem iſt, daß die Zahl der in allen Wohlthätigkeits-Anſtalten Verpflegten, fortwährend zunimmt, daß an dem, was von dem Schuldenweſen geſagt wird, keine Sylbe wahr iſt, daß die Menge der Falliſſements weit die frühere überſteigt, daß allein 1827 drei Tauſend Klagen wegen nicht bezahlter Miethzinſe vorkamen, und die Kommun jetzt an neunzig Tauſend Franken jährlich für das Armenweſen aufwenden muß, wovon ſie zu franzöſiſchen Zeiten nichts wußte, und daß endlich nicht einmal die Stadt Monza von einer Straßenbeleuchtung etwas weiß. Die allgemeine Nahrungsloſigkeit iſt kein geringer Beweggrund, Unzufriedene zu machen. Tedesk iſt in Italien eines der ärgſten Schmähworte, das man kennt. Man hält mit ſeiner Meinung auch nicht zurück, und giebt ſie durch alle Arten von Geberden zu erkennen, von denen weiter unten mehr kommen wird.

Wie mit dem öffentlichen Vermögen herumgeſprungen wird, kann man nur daraus erſehn, daß man von 1809 bis 1823 den Steuerertrag baar von Venedig nach Wien ſchickte, und gleichzeitig eine Kiſte Geld den Weg von Wien nach Venedig machen ließ, um die Truppen zu bezahlen. Um der Beſatzung funfzig Pfund Tabak von Como nach Sondrio zuzuſchicken, läßt man, anſtatt ſich der gewöhnlichen Kommunikation zu bedienen, von Como zwei Or-

donanzen abgehen, die ihren Weg theils zu Wagen, theils zu Waſſer, allein überall auf Koſten der Kommunen, die ſie berühren, machen. Dies geſchah noch im Jahre 1830.

In Mailand unterhält die Regierung ein topographiſches Inſtitut, allein die Mailänder Regierung kann von ihm durchaus keine Nachweiſung irgend einer Art erhalten, und iſt jedesmal genöthigt, ſich deshalb nach Wien zu wenden. Von dort aus holt man die verlangte Auskunft aus Mailand vom Inſtitut ein, und nun geht ſie endlich von Wien der mailänder Regierung zu, die darum angehalten hat.

Noch viel weſentlichere Irrthümer finden ſich bei den höhern Behörden, z. B. bei der Staats-Kongregation, die den Gouverneur zum Präſidenten hat, der als ihr Mitglied ſeine Stimme giebt und hinterher als Präſident der Regierung ihre Rapporte beurtheilt. In dem Falle nun, wo die Kongregation gegen ihren Präſidenten geſtimmt hat, ſtimmt dieſer wieder als Gouverneur dagegen. Es iſt hier alſo offenbar Partei und Richter in einer Perſon. Der Markt von Malaspina aus Pavia wagte es, als Kongregationsmitglied gegen dieſen Mißbrauch ehrfurchtsvolle Vorſtellungen zu machen, kam aber deshalb in Ungnade und wurde nicht wieder ernannt.

Wie ſich ein getreuer Beamter benehmen muß, um ſein Glück zu machen, davon, iſt ein Mann ein Beiſpiel, der ſelbſt Regierungspräſident war. Als im Konſeil die Rede auf den Poſten eines National-

mechanikers kam, welchen Graf M..... bekleidete, machte er geltend, Mailand habe so lange ohne denselben bestanden und so könne man ihn auch künftig entbehren, und die Besoldung sparen. Jedermann sieht ein, daß man auf diese Art jede vernünftige Neuerung, neue Straßen z. B., wegraisonniren kann, dem Grafen brachte aber seine Logik einen Ruf nach Wien und einen Platz im Kabinet ein, wo er sich der italienischen Angelegenheiten annehmen sollte. Er bewieß seine Weisheit auch hier, indem er als Universalmittel gegen alle Uebelstände die Herstellung der Kapuziner vorschlug.

Als im März 1818 die neuen Civilbehörden eingeführt wurden, mußte von den Beamten dem Kaiser der Eid der Treue geleistet werden. Es war ein Oesterreicher der damals in Bergamo bei dem Tribunal den Vorsitz führte. Zur Zeremonie der Eidesleistung war ein kleines Christusbild besorgt worden. Als der Präsident das sah, erhob er sich, mit den Worten: „großer Aktus, großer Christus!" Er ruhte nicht, bis in Bergamo ein lebensgroßer Christus aufgetrieben worden war, ohne den der Eid nicht gut gewesen wäre.

Die drei Censoren in Mailand machen der Regierung auch alle Ehre. Im Jahre 1824 gab ihnen der Professor Astolfi eine gnomonische Abhandlung, um das Imprimatur von ihnen zu erhalten. Der Titel empörte die drei Herrn; sie hatten in ihrem Leben keine mathematische Figur gesehen, und glaubten hinter diesen Linien und Buchstaben stecke eine Freimaurersprache. Auf der Stelle sandten sie das furcht-

bare Manuſcript an die Polizei, und forderten die proviſoriſche Verhaftung des Verfaſſers. Der Polizeirath P..... theilte ihren Verdacht; es iſt ein Mann, der ſeinen Namen kaum zu kritzeln verſteht. Die Arretirung wäre auch auf der Stelle vollzogen worden, hätte nicht ein um Rath gefragter Mathematiker die albernen Hänſe klug gemacht.

Eben ſo werden alle Briefe, beſonders die an kluge Perſonen, beim mindeſten Verdachte geöffnet. Die Spionage iſt ferner ſo organiſirt, daß jedes Kaffeehaus, Theater, jeder öffentliche Platz, Kirchen, Schenken, kurz jeder Verſammlungsort zwei, vier und mehr Kundſchafter hat. In Mailand allein koſtet das monatlich hundert vier und ſiebenzig Tauſend Franken. Gewöhnliche Kundſchafter bekommen täglich zwei Livre, die beſſeren vier, die noblen zehn, außerordentliche fordern.

Das Publikum ſoll von dieſer Einrichtung natürlich nichts wiſſen.

Ein Beweis, wie feindſelig man gegen Alle geſinnt iſt, die nicht im ſtrengen Sinne der Meinung der Regierung ſind, iſt; daß die höheren Beamten und die Behörden im Allgemeinen, ſobald ſie ein Individuum los ſein wollen, das ihnen nicht genug den Hof macht, nur von ihm zu melden brauchen; es trage ſich mit der Regierung verdächtigen Anſichten. Das reicht hin, um Amt und Würde zu verlieren, aus einer Stadt verwieſen zu werden, wohlerworbene Rechte zu verlieren.

In ſeinen Vorleſungen hatte ein Profeſſor der Ge-

ſchichte den bekannten Ausſpruch des Papſtes Julius II. erwähnt; „außer Italien giebt es nur Barbaren.“ Dies machte ihn verdächtig und er verlor 1818 ſeine Anſtellung.

Die Polizei iſt hier wie ein ſcheues Pferd; die geringſte Kleinigkeit allarmirt ſie; eines Spaßes wegen vexirt ſie hundert Perſonen. Betritt ein Reiſender die Grenze des Königreichs, und finden ſich in ſeinem Portefeuille nur ein Paar geſchriebene Zeilen, ſo ſoll es verſiegelt und an die Mailänder Cenſur geſchickt werden. Mit Büchern iſt es derſelbe Fall, und die Bibel ſelbſt macht davon keine Ausnahme.

Bemächtigt ſich die Polizei eines Individuums, das im Auslande gereiſt hat, ſo breitet ſie eine ungeheuere Liſte vor ihm aus, welche die Namen aller angeſehenen Perſonen in fremden Landen enthält, die liberaler Meinungen wegen bekannt ſind. Kommt der Reiſende von Paris, ſoll er ſagen, was Lafayette, Laffitte, Lamarque, Odilon-Barrot u. ſ. w. zu ihm geredet haben; kommt er aus England, ſo wird inquirirt, ob er Lord Holland, Lord Brougham geſehen hat. Von allen dieſen Perſonen hat ſich die Polizei Unterſchriften und ganze Briefe zu verſchaffen gewußt, ſo daß ſie die Handſchriften derſelben kennt. Mit denſelben vergleicht ſie die in dem Portefeuille gefundenen Schriften und auf eine leichte Aehnlichkeit hin, erklärt ſie Einen verdächtiger Korreſpondenz ſchuldig.

Von 1814 bis 1818 war es verboten, das Portrait der Exkaiſerin Marie Louiſe, der Gemahlin Na-

poleons zu verkaufen. Man hielt deshalb bei mehrern Bilderhändlern Haussuchung, und einige wurden sogar zu Strafen verurtheilt, weil sie das Bild der Tochter ihres Landesherrn verkauft hatten, oder nur dessen verdächtig waren. Endlich hörte dieses Verbot auf; Marie Louise durfte sich wieder sehen lassen. Das Portrait Napoleons bleibt aber nach wie vor verpönt.

Die Polizei befahl 1815 den Gipsmodellirern, die Form zu Napoleon zu zerbrechen, und künftig andere Gegenstände zu wählen.

Zwölftes Kapitel.

Die Langsamkeit der Regierung — Beispiele — Geiz der Regierung — Die restaurirten Kapuziner — der Reliquienhandel — Arioſto — An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen — Begünstigung der Künste und Wissenschaften in Parallele — Schluß.

Es ist längst sprichwörtlich geworden bei den Italienern, daß ihrer Regierung Gang so schnell sei wie der der Schildkröte. An Beweisen und Erfahrungen in dieser Beziehung fehlt es nicht. Als nach der östreichischen Besitznahme im Jahre 1814, viele andere Behörden und öffentlichen Institute, um ihre Bestätigung in Wien einkamen, traf lange keine Erwiderung ein. Endlich, nach dreizehn Jahren, kam die an das Konservatorium im September 1827; die andern sind heute zum Theil noch ohne dieselbe geblieben. — Die Ernennung des Doktor Buccinelli

als Director des groſsen Mailänder Hospitals ging 1825, zwei Jahre nach ſeiner Beerdigung ein.

Von den Büchern und Handſchriften, welche von der mailändiſchen Cenſur nach Wien geſchickt werden, weil ſie nicht darüber entſcheiden will, ſieht und hört man erſt nach acht bis vierzehn Jahren wieder etwas, und von manchen iſt auch gar nicht wieder die Rede.

Der Grund davon iſt zum Theil die Abſicht, die Bewegung der Geſellſchaft zu hemmen, zum Theil Unwiſſenheit über den Werth der Zeit, und Mißtrauen und Geiz. Aus letzterem läßt man die Stellen, die durch Todesfälle erledigt wurden, abſichtlich unbeſetzt, um die Gehalte eine Zeit lang zu ſparen. Die Folge iſt, daß die Beamten mit der Arbeit nicht fertig werden können. Dieſes Prinzip wird nicht blos mit weltlichen ſondern auch mit den geiſtlichen Stellen befolgt, denn während ihrer Vakanz bezieht die Domainenverwaltung die Einkünfte davon. So waren z. B. 1827 an der Mailänder Kathedrale zehn Kanonikate unbeſetzt.

Bei der ungebührlichen Verzögerung aller Entſcheidungen hat die Regierung noch einen andern Gewinn. Die Betheiligten verlieren natürlich die Geduld, wiederholen ihre Bittanträge, wenden ſich an mehrere Behörden, und verbrauchen auf dieſe Art eine ungewöhnliche Menge Stempelpapier. — Gilt es jedoch Gelder einzutreiben oder Jemand zu verfolgen, ſo iſt Niemand ſchneller bei der Hand wie die k. k. Polizei.

Wie weit man die ſchmutzige Sparſamkeit treibt,

davon ſpricht die Anordnung, daß z. B. die an den Thoren von Mailand ſtationirten Polizeimenſchen, vierzehn Tage mit einer Feder auskommen müſſen. Aehnliche Vorſchriften beſtehen über die Größe des zu den Rapporten zu nehmenden Papieres. Im Großen iſt es ganz derſelbe Fall.

Der König von Frankreich bewilligte der Witwe des Marſchall Suchet eine Penſion von funfzehn Tauſend Franken und der Kaiſer der Witwe des Marſchall Bubna im nämlichen Jahre eine Penſion von vier Tauſend Livres oder 3470 Franken. — Gratifikationen ſind jetzt eben ſo ſelten, wie ſie unter der vorigen Regierung häufig waren. — Bei den Penſionen erhob man ſonſt, wenn der halbe Monat vorüber war, ſtets den Betrag für den ganzen; jetzt rechnet man Tageweiſe aus. — In den Strafarbeitshäuſern ward unter franzöſiſcher Regierung der Mehrverdienſt der Gefangenen, der nicht zu ihrem Unterhalt aufging, für ſie aufbewahrt, und ihnen bei der Entlaſſung eingehändigt. Dieſe weiſe Einrichtung exiſtirt nicht mehr. — höchſt drückend iſt es, daß die bei den Behörden umſonſt arbeitenden Volontairs, wenn ſie eine wirkliche Anſtellung erhalten, von ihrem künftigen Gehalte zwei und ein halbes Prozent für die Jahre abgeben müſſen, wo ſie keinen Gehalt erhielten.

Durch den Geiz des Gouvernements ſind eine Menge wohlthätige Einrichtungen theils ganz eingegangen, theils der früher empfangenen Unterſtützung beraubt worden, und einträgliche Unternehmungen, die ſonſt Privateigenthum waren, hat die Regierung an ſich ge-

riſſen. Dies iſt mit der Mailänder Zeitung der Fall, die jetzt mit zwei und zwanzig tauſend Franken jährlich verpachtet iſt.

Derſelbe Geiz verhindert die nothwendigſten Bauten und Reparaturen, wenn ſie nicht Militairſtraßen betreffen, die das Heranziehen deutſcher und ungariſcher Soldaten erleichtern. Jahrelang mußte der erſte Gerichtshof in Sondrio um ein Lokal betteln, in dem er vor Wind und Wetter ſicher ſei.

Wie ſehr es der Cenſur mit Beförderung der Moralität Ernſt ſei, ergiebt ſich auch daraus, daß es im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche verpönt iſt, die ſkandalöſe Geſchichte der Mönche und Klöſter und die Verderbtheit der Sitten der Kleriſei in früherer Zeit, nur zu erwähnen; mit fürſtlichen Perſonen tritt derſelbe Fall ein, ſie mögen immerhin ſchon dreihundert Jahre modern.

Unterm 4. Januar 1827 wurde der Kapuzinerorden in den venetianiſchen Provinzen wieder hergeſtellt, und den Novizen die Ausnahme von der Konſcription zugeſtanden. Ueber den Handel mit Reliquien erging am 23. Januar 1827 folgende Bekanntmachung in Mailand.

„S. k. k. M. hat mit ſouverainer Entſchließung vom 1. November den Befehl herabgelangen laſſen, daß der Verkauf von Reliquien in Splittern des heiligen Kreuzes nicht Statt finden darf, und es wird in Folge deſſen zur öffentlichen Kenntniß gebracht, daß es 1) nicht erlaubt iſt Reliquien und Splitter vom heiligen Kreuze an den Meiſtbietenden oder auf eine an-

dere Weise zu verkaufen, auch kann in Bezug auf diese Gegenstände kein exekutiver Akt, z. B. bei Konkursen und Erbtheilungen Statt finden; endlich dürfen dergleichen Gegenstände niemals an nicht katholische Personen cedirt werden.

In den Fällen, wo der Verkauf einer Fassung solcher heiliger Gegenstände beabsichtigt wird, sollen sie nur in Gegenwart eines bischöflichen Kommissars, oder des Pfarrers davon getrennt werden, wenn die Gemeinde zu weit von der bischöflichen Residenz entfernt liegt. Sie müssen auch seiner Obhut anvertraut werden und es bleibt den Bischöfen überlassen, die Pfarrer zu instruiren, wie sie sich in dergleichen Fällen zu benehmen haben u. s. w."

Es bedarf keiner Erläuterung was davon zu halten ist, eben so erklärt sich die folgende Thatsache von selbst. Als eine hohe Person in Ferrara war, beeilte man sich, ihr die Originalhandschrift des berühmten Gedichts von Ariost vorzulegen, welche man unter den Kostbarkeiten dieser Geburtsstadt des Dichters verwahrt. Sie wurde verächtlich mit den Worten bei Seite geschoben: ich habe nie dieses obscöne Gedicht gelesen und will es auch nie thun. —

Der östreichische Beobachter hat selbst erklärt, daß Dom Miguel nach Wien ginge, um die Kunst des Regierens zu lernen. Was er gelernt hat, darüber ist das Urtheil der Welt längst gefällt. — Von allen civilisirten Regierungen ist längst die Tortur abgeschafft worden, allein die Paragraphen 363 — 65 des östreichischen Strafgesetzbuches geben den Präsidenten das

Recht, Bastonnaden, Fasten und ähnliche Martermittel anzuwenden gegen Beklagte, welche Antworten verweigern, oder beim Leugnen verharren, ungeachtet Beweise gegen sie vorliegen. — Diokletian gestattete nicht, daß Vater und Sohn gegen einander als Zeugen aufträten, und strafte den Bruder mit Verbannung, der gegen den Bruder klagte. Im östreichischen Strafgesetzbuche §. 377, steht, daß in Prozessen gegen Staatsverbrecher die Frau gegen den Mann zeugen, der Bruder gegen den Bruder, der Sohn gegen den Vater klagen kann, und die kaiserliche Bekanntmachung von 1820 gebietet ausdrücklich bei Todesstrafe, daß jeder, der einen Karbonaro kennt, ihn angeben muß, gleichviel ob er seiner Familie angehöre oder nicht.

Welches Ansehen genießen unsere Gelehrten? Man höre. Napoleon ließ Fürsten im Vorzimmer warten, während er sich mit dem berühmten Astronomen Oriani unterhielt. Als 1816 der Kaiser nach Mailand kam, und ihm Oriani vorgestellt ward, drehte er ihm den Rücken zu, redete kein Wort mit ihm, und sagte zu den Mitgliedern des Instituts: „Signori, ich fordere nicht Wissenschaft von ihnen, aber Religion und Moral.“ Die beiden italienischen Mathematiker Carlini von Mailand und Piana von Turin, die im Jahre 1820 den astronomischen Preis bei der Akademie der Wissenschaften in Paris erwarben, erhielten jeder vom Könige von Sardinien für dieselbe Leistung eine Medaille und drei Tausend Franken.

Professor Zipfer aus Ungarn erhielt aus allen Weltgegenden schmeichelhafte Belohnungen für seine

das Studium der Mineralogie so sehr fördernden Arbeiten. Gleichzeitig sandte ihm der Kaiser von Rußland einen Brillantring und die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zum korrespondirenden Mitgliede.

Von der östreichischen Regierung, unter der zwei der nur genannten drei Männer stehen, hat keiner auch nur die kleinste Belohnung empfangen.

Im Jahre 1823 gab der König von Frankreich zwei Tausend vier hundert Franken zu dem Monumente her, welches Canova zu Ehren in Venedig errichtet werden sollte. Von östreichischer Seite ging nichts dazu ein.

Wenn der Vicekönig Eugen von Italien, die Dedikation eines schätzbaren Werkes annahm, empfing der Verfasser auch Beweise seiner Munifizenz, was für andere Schriftsteller ein Sporn war. Aus einem Schriftchen des Marki De Breme ersieht man, daß die Widmung der statistischen Tabellen ihrem Verf. Melchior Gioja sechs Tausend Franken einbrachte. — Der Erzherzog Rainer nahm auch die Dedikation der Ackerbaubibliothek des Professor Amoretti an, und — subscribirte auf zwei Exemplare.

Das wäre denn die Regierung. Ihr Gebiet, ein Conglomerat heterogener Bestandtheile, scheint sich von Natur zur Auflösung hinzuneigen, allein auf diese Verschiedenheit selbst hat sie ihre Macht gebaut. Was Elemente der Zerstörung scheinen, hat die Kunst in erhaltende Kräfte umgewandelt. Man benutzt die ungarischen, böhmischen, gallicischen Trup-

pen als Stützen der Macht in Italien, und die italienischen in Ungarn, Böhmen, und Gallizien. Man nährt sogar eine Eifersucht zwischen den verschiedenen Provinzen, damit sie sich nicht einfallen lassen zu fraternisiren. Wie lange ein solcher Gang der Dinge noch bestehen kann? wer weiß es. Die Welt ist gewiß geschaffen um glücklich zu sein und

Dominus providebit.

Leipzig, 1834.

Literarisches Museum.